

Der Nord-Deutsche

Kreiszeitung

für den Kreis Ahaus

Gronauer Volkszeitung

Eper Volksblatt

Amstliches Organ für den Kreis Ahaus.

54. Jahrgang.

Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt Sparbank Gronau i. W. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Kreiszeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfg. Rabatt nach Tarif.

Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld). Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deuden-Str. 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. W. Fernruf Nr. 450. Postfach 65. Postkass.-Konto: Hannover 22 730

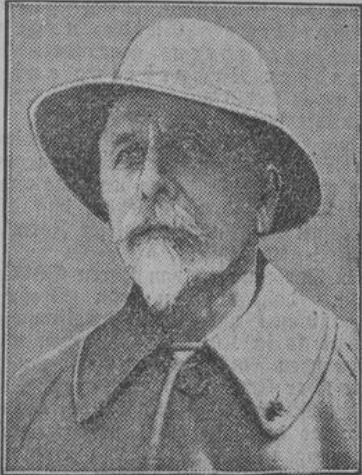
Nummer 248

Sonntag, den 9. September 1934

Jahrgang 1934

Der „mysteriöse Europäer“.

Im Untersuchungsausschuß des amerikanischen Senats ist man dabei, die Schiebergeschäfte der eng miteinander, aber auch mit dem französischen Kanonengiganten Schneider-Creusot verbundenen englisch-amerikanischen Rüstungsindustrie aufzudecken. Es scheint festzustehen, daß ein internationaler Ring der Waffenfabrikanten besteht, die sich ihre Rüstungsaufträge gegenseitig zuschieben und denen ebenso wie ihren Agenten jedes Mittel recht ist, um die großen wie die kleinen Staaten zur Vermehrung ihrer Rüstungen zu treiben und die Abrüstung und damit den Frieden der Welt zu hintertreiben. Henry R. Carse, leitender Direktor der amerikanischen Electric Boat Company, machte geradezu sensationelle Enthüllungen über seine Geschäftsverbindungen mit dem englischen Kanonengiganten Sir Basil Zaharoff. Die Rüstungsindustriellen tauchten nicht nur gegenseitig ihre Patente aus, sie sicherten sich nicht nur selber gegenseitig



die ungeheuerlichsten Gewinne, sondern sie waren sich auch beifällig bei der Vermeidung von Steuerzahlungen. Den Außenminister erscheint es auch grotesk, daß z. B. japanische U-Boote mit Hilfe amerikanischer Patente gebaut wurden. Aber es ist kaum ein Zweifel daran möglich, daß derartige und noch manches andere unter Verwendung ungeheurer Bestechungs- und Schmiergelder geschehen ist.

Zimmer wieder ist bei den Untersuchungen über die amerikanische Rüstungsindustrie der Name Sir Basil Zaharoff genannt worden, jenes geheimnisvollen Mannes, der schon oft totgeklägt wurde und von dem sonderbare Legenden erzählt werden. Der Kanonengigant Zaharoff liebt es nicht, die Weltöffentlichkeit zu beschleichen. Man weiß von ihm, daß er wahrhaftig Europas reichster Mann, wenn nicht der Welt ist.

Kein Krieg brach, das weiß man ebenfalls, in den letzten 40 Jahren in Europa aus, ohne daß nicht er seine Hand im Spiele gehabt hätte.

Als armer Griechenjunge kam Basil Zaharoff im Jahre 1850 irgendwo in Kleinasien oder in Konstantinopel zur Welt. Mit ungewöhnlicher Energie und mit einer beispiellosen Struppellosigkeit erzog er sich nach dem Besuch der englischen Schule in Konstantinopel den Aufstieg in bessere Gesellschaftsschichten. Zunächst war er aber in der alten türkischen Hauptstadt Feuerwehrrmann, dann betätigte er sich dort eine Zeitlang als Geldwechsler und später als Gehilfe eines Weinhändlers. Nach einigen aufsteigenden Zwischenstationen nahm seine politische Karriere ihren Anfang. Aber wie das geschah, darüber bestehen verschiedene Versionen.

Nach der einen wurde Zaharoff mit dem griechischen Staatsmann Skuludis bekannt, mit dem er das erste Geschäft abschloß. Welcher Art dieses Geschäft war, konnte man nicht erfahren, denn beide schwiegen sich darüber gründlich aus. Dann soll sich Zaharoff eine Zeitlang als Teppichhändler betätigt haben. Mit 35 Jahren soll er noch Teppichhändler in London gewesen sein, einige Jahre später aber bereits als Vertreter der Vickers-Waffenfabrik Ost- und Südamerika bereist haben.

Nach einer anderen Version ging Zaharoff 1884 von Konstantinopel nach Athen, lebte dort als kaufmännischer Angestellter, Kellner und war schließlich stellungslos. Ein Verwandter von ihm, Portier in einem Hotel, empfahl ihn, da er eine außerordentliche Sprachbegabung besaß und damals schon durch Umgang mit Ausländern zehn Sprachen beherrschte, als Dolmetscher an Mr. Vickers, den englischen Krupp, als dieser wegen Kriegsmaterialelieferungen den Balkan bereiste. Vor seiner Rückreise nach England bot Vickers, der die Fähigkeiten des jungen Griechen erkannt hatte, ihm einen Posten als Reisender seiner Firma an.

Jedenfalls kam Zaharoff durch den Vickers-Konzern hoch, und stieg er in ihm rasch von Stufe zu Stufe. Auf einer Reise von Marseille nach Paris lernte er die Herzogin von Villafraanca de los Caballeros, geborene Prinzessin Bourbon, kennen, die in unglücklicher Ehe lebte, sich für ihn interessierte und ihm ihre Unterstützung bei Hofe zusagte. Mit ihrer Hilfe gelang es ihm, innerhalb von zwei Monaten spanische Aufträge für Vickers von über 30 Millionen Pfund Sterling zu erhalten, wodurch er Generaldirektor des englischen Waffenkonzerns wurde; doch betrieb er in Zukunft hauptsächlich eigene Geschäfte.

Aber wie vieles im Leben dieses Mannes geheimnisvoll und nicht sicher verbürgt ist, wie man dieses und jenes über seinen Werdegang erzählt, so gibt es auch noch eine andere Darstellung seiner Bekanntschaft mit der spanischen Herzogin. Zaharoff zählte, so

lautet der andere Bericht über den Beginn dieser romantischen Liebe, die sich wie ein roter Faden durch das geheimnisvolle Leben des großen und rücksichtslosen Geschäftsmannes zieht, vierzig Jahre, als er in Madrid mit der spanischen Regierung über eine große

Die französisch-italienische Annäherung.

Befiegelung des Verhandlungsergebnisses bei Barthous Besuch in Rom.

Nur noch Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich Deutschlands?

Es gibt auch noch andere Schwierigkeiten.

(1) Paris, 8. Sept.

Savas berichtet aus Genf zum Stand der französisch-italienischen Verhandlungen, die, wie Außenminister Barthou selbst in Genf erklärte, noch zu keinem Abschluß geführt hätten; trotz des lebhaften Wunsches, den Frankreich nach Verwirklichung einer solchen Entente hege, müsse man feststellen, daß die hierüber bereits verbreiteten Gerüchte verfrüht seien. Gegenwärtig würden in Rom zwischen Staatssekretär Suvich und dem französischen Botschafter Verhandlungen geführt. Beide Regierungen seien der Ansicht, daß der Besuch Barthous bei Mussolini, der grundsätzlich auf die zweite Oktoberhälfte festgesetzt sei, eine positive Bedeutung habe und das günstige Ergebnis dieser Verhandlungen besiegeln solle.

Der gegenwärtige Stand der französisch-italienischen Beziehungen lasse sich folgendermaßen umreißen: Als Aktivposten einer Verständigung zwischen beiden Völkern sei zunächst eine fühlbare Besserung der Atmosphäre zu verzeichnen; ferner sei das gemeinsame Vorgehen in der Frage des Eintritts Sowjetrusslands in den Völkerbund und die Zustimmung Italiens zum Ostpakt hervorzuheben. Desgleichen sei eine fühlbare Annäherung der Auffassungen beider Länder über die internationale Garantie zum Schutze der Unabhängigkeit Österreichs und über die mit der wirtschaftlichen Organisation des Donauraumes zusammenhängenden Fragen festzustellen. Was jedoch die Frage der Aufrüstung Deutschlands anlangt, so sei bisher kein ausreichender Anhaltspunkt für eine wirkliche Annäherung der französischen und der italienischen Auffassung zu erkennen. Die französische Regierung halte an dem Standpunkt fest, den sie in der Note vom 17. April vertreten habe; sie weigere sich also, die „unter Mißachtung der Verträge vollzogene deutsche Aufrüstung“ (1) zu legalisieren. Jedoch scheine die Frage angebracht, ob die italienische Regierung ihrerseits ihrem Memorandum vom 4. Januar treu bleibe, in dem eine Heraushebung der deutschen Streitkräfte befürwortet werde, wogegen das gegenwärtige Rüstungsniveau der vertraglich nicht abgerüsteten Mächte erhalten bleiben solle. Abgesehen von diesen allgemeinen Problemen würden gegenwärtig zwei besondere Fragen geprüft, und zwar die Grenzschiebung im Westen von Libyen und das Statut der Italiener in Tunis. Diese Verhandlungen machten bereits gute Fortschritte. Es gebe jedoch keinen Anhaltspunkt dafür, daß sie bereits zum Abschluß gekommen seien.

(2) London, 8. September.

Die englische Presse widmet den Berichten über die französisch-italienische Annäherung größtes Interesse. Die ersten Sensationsmeldungen, wonach bereits ein gegen Deutschland gerichtetes militärisches Bündnis zwischen den beiden Staaten vereinbart oder im Entstehen sei, werden allgemein demontiert. Gleichzeitig wird aber in Korrespondenzberichten zugegeben, daß bereits Verhandlungen zur Vorbereitung des Besuchs von Barthou im Gange seien, um italienisch-französische Meinungsverschiedenheiten zu klären. Die Blätter sind der Ansicht, daß sich die italienisch-französische Beziehungen rasch besserten.

Die „Times“ schreibt in einem Leitartikel, Frankreich und Italien seien sehr bejodert wegen der Wiederaufrüstung Deutschlands, und kritisiert in schmerzlicher Weise den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund, muß aber schließlich doch auf die großen Schwierigkeiten hinweisen, die einer wirklichen französisch-italienischen Einigung noch im Wege stehen. Besonders werden dabei die Beziehungen zwischen Frankreich und Süditalien hervorgehoben, die durch eine rasche Annäherung Frankreichs an Italien starke Einbußen erleiden würden. „Times“ schreibt auch, es sei unwahrscheinlich, daß eine Einigung über die Flottenstärke Italiens und Frankreichs erzielt werde.

Der politische Mitarbeiter des „Daily Telegraph“ schreibt, daß eine italienisch-französische Verständigung über die Fragen der Flottengleichheit, der libyschen Grenze und des Aufenthalts der Italiener in Tunis in London herzlich begrüßt werden würde. Dem Gedanken eines militärischen Bündnisses, das die Staaten der kleinen Entente umfasse, werde in der Weitehall nicht der geringste Glaube geschenkt. — Der römische Berichterstatter dieses Blattes meldet, daß Mussolini den Franzosen lehnswegs eine Versicherung gegeben habe, daß Italien seine Politik auf die Revision des Versailler Vertrags zu drängen, aufgeben werde. Der Duce werde seine Stellungnahme nicht ändern und sich das Recht der Beweisführung vorbehalten, daß Deutschland ein gewisses Maß der Wiederaufrüstung zugestanden werden müsse.

Der römische Berichterstatter der „Morning Post“ meldet, bisher habe man sich über nichts geeinigt als über den gemeinsamen Wunsch beider Länder nach einer Regelung der gegenseitigen Fragen. Die Verhandlungen seien in keiner Weise auf einen französisch-italienischen Pakt für die Umkreisung Deutschlands gerichtet. Das Blatt befürwortet im übrigen eine „feste Freundschaft“ zwischen Frankreich und Italien.

In einem Leitartikel schlägt das Rothermere-Blatt „Daily Mail“ zur Erzielung einer Einigung zwischen Deutschland und Frankreich vor: „Es ist dringend notwendig, im Interesse des Friedens, daß eine Regelung zwischen Deutschland und Frankreich zustande kommt, aber nicht in Genf, wo zu viele kleine Staaten das Recht haben, Sand in die Räder der internationalen Verständigung zu streuen. Die englische Regierung sollte ihr ganzes Gewicht in einer ersten Bemühung ausüben, eine Regelung durch ruhige dreiseitige Besprechungen zu erzielen.“

Englische Parlamentsuntersuchung des internationalen Waffenskandals.

Die Zusammenhänge mit dem englischen Aufrüstungsfeldzug.

London, 8. September.

Die Enthüllungen vor dem Untersuchungsausschuß des amerikanischen Senats über die Rüstungsindustrie, die u. a. eine enge Zusammenarbeit mit englischen Interessenten der Rüstungsindustrie an den Tag brachten, werden, „Daily Herald“ zufolge, ein Nachspiel im englischen Parlament haben. Abgeordnete der liberalen Partei, der Arbeiterpartei und sogar konservative Mitglieder dürften der Regierung dringend nahe legen, eine eingehende Untersuchung über das Verhalten der englischen Munitionsindustrie anzustellen. Man werde anregen, daß entweder eine königliche Kommission die öffentlichen Verhandlungen führe oder aber ein besonderer Gerichtshof von der Art der berühmten Parnell-Kommission eingesetzt werde. Die Washingtoner Untersuchungen hätten genügend Beweise geliefert, daß britische Firmen an Geschäften teilgenommen hätten, die vollkommen auf Bestechung begründet gewesen seien, und daß z. B. Direktoren englischer Waffen- und Munitionsfabriken beim Erzielen von Auf-

trägen durch „Freunde in der Admiralität“ unterstützt worden seien. Infolge der Washingtoner Enthüllungen sei vielen Leuten ein Licht über den großen zurecht im Gange befindlichen englischen Rüstungsfeldzug aufgegangen.

Die Rolle des Staatsdepartements in der Rüstungsindustrie.

Washington, 8. September.

Ein Vertreter des Staatsdepartements, der am Freitag vor dem Senatsausschuß zur Untersuchung der amerikanischen Rüstungsindustrie vernommen wurde, erklärte, das Staatsdepartement betätige sich grundsätzlich nicht an der Erzielung ausländischer Aufträge für die amerikanische Rüstungsindustrie und gebe auch keine Gutachten über die Frage ab, ob die Bewerben einer Firma um Kriegsmaterialeaufträge in einem anderen Staat zweckmäßig sei. Lediglich in Fällen, in denen amerikanische Firmen sich darüber beschwerten, daß angeblich andere ausländische Firmen von der Regierung eines dritten Staates bevorzugt würden, habe das Staatsdepartement, wenn tatsächlich eine unterschiedliche Behandlung feststellbar wurde, den amerikanischen Botschafter oder Gesandten angewiesen, die Regierung, bei der er beglaubigt war, um die gleiche Behandlung der amerikanischen Bewerber zu erlangen.

Munitionslieferung verhandelte. Eines Tages hatte er im königlichen Palast zu tun; niemand beachtete den unbekannten, unscheinbaren Fremden. Plötzlich bemerkte er, wie ein Herr im Frack, auf dessen Brust der Orden vom Goldenen Hirsch prangte, sich auf die neben ihm schreitende Frau stürzte und sie zu würgen begann. Zaharoff riß ihn blitzschnell von der Dame fort und reichte dieser den Arm. Es stellte sich heraus, daß die Frau die Herzogin von Villafraanca war und der Angreifer ihr eigener Mann, ein Verwandter des spanischen Königshauses. Der Herzog wurde noch an demselben Tage ins Zrennhaus gebracht, das er bis an sein Lebensende nicht mehr verließ.

Zaharoff aber verbrachte — hier laufen beide Erzählungen über ihn wieder zusammen — fortan alljährlich mehrere Monate in Gesellschaft der Herzogin. Obwohl es sein heimlicher Wunsch war, die Frau, an der er mit überschwenglicher Liebe hing, zu heiraten, konnte mit Rücksicht auf die katholische Konfession der Herzogin an eine solche Ehe nicht gedacht werden, solange der wahnsinnige Mann noch am Leben war. Erst nach seinem Tode, im Jahre 1924, konnte Zaharoff die geliebte Frau heimführen. Der 74-jährige heiratete die 60-jährige Freundin. Sie starb im Jahre 1927. Ihr Tod traf Zaharoff so schwer, daß sich das Gerücht verbreitete, er wolle sich von allen Geschäften zurückziehen in die Stille seiner am Meer gelegenen, mit märchenhaftem Prunk ausgestatteten Villa in Monte Carlo. Im Winter 1927-28 nahm er aber wieder regen Anteil an dem geselligen Leben der Riviera und war stets in einem Kreise eleganter Frauen zu sehen. Wie es in den letzten Jahren in dieser Hinsicht mit ihm bestellt war, entzieht sich unserer Kenntnis. Es ist aber noch nicht lange her, da war er schwer erkrankt und befürchtete man seinen Tod. Doch scheint er sich wieder erholt zu haben.

Zaharoff wurde vom größten Geschäftsreisenden der Welt in Rüstungsmaterial eines der einflussreichsten Mitglieder der internationalen Hochfinanz. Wie es heißt, gehört ihm halb Monte Carlo, er ist Hauptaktionär der englischen Vickers-W.-G., also auch einer der Hauptmänner vom Rüstungskonzern Vickers-Maxim-Schneider-Creusot. Er hat ferner bei der amerikanischen Electric Boat Company seine Hände im Spiel und gehört zu den Hauptbeteiligten bei der Gründung der englisch-französischen Del-Anstalt, einer gemeinsamen Unternehmung, die eine Anzahl Banken und auch auf Zeitungen hat er bestimmenden Einfluß. Genannt wird in dieser Hinsicht vor allem das Pariser Blatt „Excelsior“. Er besitzt ferner Versteine, Erzbergwerke, Getreideflöss und Theater. Seine Spielart hatte er schon in der Vorkriegszeit in den meisten Kabinetten, jedoch der englische Zeitungsbesitzer Lord Beaverbrook von ihm sagen konnte: „Das Schicksal der Völker ist kein Sport, und die Pläne der Regierungen sind kein Geheimnis.“ Welche Verbindungen heute noch von der Rüstungsindustrie zu den Regierungen bestehen, haben die Enthüllungen im amerikanischen Senatsausschuß offenbart.

Zaharoff selbst ist politisch nie hervorgetreten; wieviel er aber am Ausbruch des Weltkrieges in direkt beteiligt ist, läßt sich heute noch nicht feststellen. Daß er daran nicht unbeteiligt war, ist anzunehmen. Während des Krieges hat er sich im Interesse der Alliierten lebhaft betätigt, auch Vorkämpfer für Flugwesen in Paris und Petersburg gegründet. Ebenso schenkte er der britischen Regierung 1918 25 000 Pfund zur Begründung eines solchen Lehrstuhls. Nach dem Kriege dotierte er für Paris eine Feldmarschall-Gaig-Lehrstuhl für englische Literatur und für London eine Marshall-Foch-Lehrstuhl für französische Literatur. Im Jahre 1921 erhielt er mit dem englischen Hofenband-Orden den Titel Sir. Auch ist er Großoffizier der Ehrenlegion. Einige wollen wissen, daß er durch seine verstorbenen Frau auch noch den spanischen Herzogstitel bekommen habe. Aber das scheint wohl nicht zu stimmen. Zu den vielen Gerüchten, die über ihn in Umlauf gesetzt worden sind, gehört auch die Behauptung, daß er den Staatsfond des verstorbenen Kaisers Karl 1921 finanziert habe. Neben seiner Villa in Monte Carlo besitzt er das Schloß Valincourt (Seine et Oise) und ein Palais in Paris, er hält sich aber auch viel in London auf.

Das ist das, was man über Sir Basil Zaharoff, den jetzt 84-jährigen, weiß: geheimnisvoll in seinem Aufstieg, in seinem Privatleben und in seinen internationalen Verbindungen, ein für den Frieden gefährlicher Mann, der durch Rüstungen und Kriege zu seinem phantastischen Reichtum gelangt ist und noch heute solche Geschäfte beeinflusst. Man nennt ihn „the mystery man of Europe“, den mysteriösen Europäer. Mysteriös gewiß, aber man weiß, womit er sein Geld verdient hat, und man weiß nicht minder, daß Tausende und Abertausende in seinem Schatten fielen, in den Kriegen, die mit von ihm gelieferten Waffen ausgefochten wurden. #

Der verschärfte Gottlojen-Kurs in Mexiko.

DNB Mexiko, 8. September.

Nach einer Mitteilung des Amtsblattes wurde im Staat Sonora in vier katholischen und einer protestantischen Kirche die Ausübung des Gottesdienstes untersagt. Die Kirchen wurden dem Finanzministerium unterstellt.

Nationalsozialistische und faschistische Staatsidee.

Vielen ist es noch nicht bewußt geworden, daß mit dem Sieg des nationalsozialistischen Staatsgedankens die Hegelsche Staatsidee, die den bürgerlichen national-liberalen und den marxistisch-sozialistischen Staat unterbaut hatte, überwunden worden ist. Aus seiner einseitigen körperlosen Ideenlehre heraus hatte Hegel*) den Staat an sich als absoluten Höchstwert hingestellt, als die Verkörperung der höchsten Idee, der alles sich unterordnen muß. Der Staat wurde zum omnipotenten Götzen, wie Alfred Rosenberg kritisch feststellt; er löste sich aus dem organischen Volkstörper heraus und trat gewissermaßen „als gesonderter mechanischer Apparat“ ihm gegenüber, um schließlich die Herrschaft über das Leben zu beanspruchen.

Schon Paul de Lagarde**) den Rosenberg als den ersten Seher nach Hegel mit artemigenen Zielen betrachtet, der den deutschen ewigen Traum ausgesprochen hat, wandte sich mit aller Schärfe gegen die Hegelsche Auffassung von der Vergöttlichung des Staates. Er schrieb: „Gottes Strafe ist es, wenn über den Staat Ansichten wie die Hegels zur Geltung gelangen: die Epochen, in welcher diese Ansichten gelten, sind die kranken Zeiten ungesunder Nationen.“ Lagardes Einstellung ist ursprünglich volkhaft; denn er stellt das deutsche Volk in den Mittelpunkt seiner politischen Überlegungen. Wie jeder einzelne Mensch, so ist auch jedes Volk eine Idee Gottes, mit besonderen Eigenarten und Sendungen begabt. Höchste Aufgabe ist es, diese zugrunde liegende Idee zu erkennen, zur Entfaltung zu bringen und im vollkommensten Maße zu verwirklichen. „Die Ziele der Nation werden ihr nicht von den Menschen gesteckt, sondern von dem Völker aller Geschlechter im Himmel, welcher die Nationen dahinstellt, wo sie stehen sollen, nicht damit sie glücklich seien, sondern damit sie seinen Heilsgedanken dienen.“ Wir sehen den großen Fortschritt von Hegel zu Lagarde, von der staatsrechtlichen zur göttlichen Idee. Lagarde stellt dem erstarnten liberalen Staat Hegelscher Prägung die Rechte des Volkes gegenüber. Er wollte damit nicht die Notwendigkeit eines starken Staates verneinen, sondern nur darauf hinweisen, daß vor dem Staat das Volk ist, daß entgegen einer beengten und erstarnten Staatstradition der Staat nur für das Volk da ist. Staat und Staatsbegriff dürfen nicht auf Kosten des Volkes zum Selbstzweck werden.

Ganz ähnlich äußert sich Alfred Rosenberg: „Staat und Volk standen sich ... oft als Gegner, oft als Todfeinde gegenüber. Wie dieser innere Konflikt durchgefochten werden wird, so wird sich Deutschlands Schicksal auch nach außen gestalten. Der Staat ist uns heute kein selbständiger Götze mehr, vor dem alle im Staube zu liegen hätten; der Staat ist nicht einmal ein Zweck, sondern er ist auch nur ein Mittel zur Volkserhaltung... Staatsformen ändern sich, und Staatsgesetze vergehen, das Volk bleibt.“ Rosenberg stellt also auch das Volk einem abstrakten Schema von Staatsautorität gegenüber, der eine konkrete, blutmäßige Unterbauung abgeht.

Bedeutung für diese Auffassung ist das Zusammenklappen Lagardescher Gedanken mit Darlegungen, die der Führer des deutschen Volkes in seiner Proklamation zum Nürnberger Parteitag machte. Lagarde äußerte sich in seinen deutschen Schriften: „Die deutsche Nationalität ist wie jede andere Nationalität eine Kraft, welche nicht gewogen, geschaut, geleitet, beschreiben werden kann, welche da ist, wann sie wirkt, welche überall da ist, wo in Deutschland etwas wächst und gedeiht... Je mehr einzelne Deutsche... sich zu bilden, das heißt, das in dem ihnen durch Geburt und Anlage gegebene Material schlummernde Gottesbild herauszuarbeiten bemüht sind, desto klarer wird uns unser Wesen werden.“ Die gottgewollte Idee der deutschen Nation liegt verborgen in „tiefsten Wünschen der vielleicht werdenden deutschen Rasse“. Adolf Hitler führte in der Proklamation des Nürnberger Parteitages aus, daß die deutsche Erneuerungsbewegung, als deren verantwortlichen Träger sich der Nationalsozialismus vor der Geschichte bekennt, aus der Idee unseres Volkes herausgewachsen ist. Dieser Idee mißt der Führer vor dem revolutionären Vorgang im engeren Sinne den primären Wert bei. Die Kämpfer der nationalen Erhebung fühlen sich als Träger und Beauftragte dieser Idee, deren vollkommene Verwirklichung ihr höchstes Ziel ist. Im Unterbewußtsein der Nation wird diese Idee instinktiv, wenn auch nicht verstandesmäßig als Lebensgefühl empfunden. Die diesen Sätzen zugrunde liegende Auffassung von Staat, Volk und verantwortlicher Führung verrät eine durchaus konkrete, organische Anschauungsweise, wie sie dem Wesen des Deutschen nahegelegt. Der Staat ist kein Schema eines abstrakt ausgetragenen, intellektuellen Prinzips, sondern Verwirklichungsform eines realen Volkstums. Der Staat ist Form und Ausdruck der in einem Volkstum verborgen ruhenden höheren Idee. Er legt sich nicht wie ein feindlicher, fremder Panzer um das Volk, um die Entwicklung der naturgegebenen geistigen und rassebiologischen Kräfte verkrüppeln zu lassen. Er ist auch nicht mehr ein unter dem Einfluß völkischer, internationaler Ideologien zustande gekommenes künstliches Machwerk. Der Staat wird wieder Form, Ausdruck, Wirkmittel der organischen Kräfte eines Volkes auf Grund der in ihm ruhenden Idee. Volk und Staat werden zu einer inneren Homogenität geführt. Volks- und Staatsführung werden in eins verschmolzen als Zeichen der neu gewonnenen höheren Einheit unseres Volkstums.

Diese organische Staatsauffassung, die den Führer als Verkörperer der völkischen Art setzt, entspricht auch dem germanischen Genossenschafts- und Führer-gedanken. Der Führer ist kein Volkstretter eines abstrakten Prinzips, sondern herausragendes, führendes Glied einer konkreten Volksgenossenschaft, der eine Idee eingeboren ist. Er weiß sich eins mit den artemigenen Kräften der Nation, wie dem Völkler von den Brüdern in vorausschauender Weise Ausdruck verliehen hat: „Wir brauchen Führer, die sich mit der Nation in eins gefügt fühlen, die das Schicksal der Nation mit

Nach der Hitler-Jugend die SA und SS in Nürnberg.

Rede des Führers zu 60 000 Hitlerjungen.

:: Nürnberg, 8. September.

Sonderzug auf Sonderzug hatte gestern 60 000 Hitlerjungen aus allen deutschen Gauen zum Bahnhof Dugendheim am Leipziger Platz gebracht. In Reih und Glied marschierten sie mit der gleichen Ruhe und der gleichen Disziplin wie die, die vor ihnen angekommen waren, zu ihrem Lagerplatz. Heute vormittag trafen sie in der Hauptkampfbahn des Stadions an, um den Führer zu erwarten. Mit ungeheurer Begeisterung wurde er von ihnen empfangen und ihm für die Ansprache gedankt, die er an die Jugend richtete.

In Nürnberg selbst beherstigten heute seit den Mitternachtsstunden SA und SS das Feld, die in 114 Sonderzügen zu dem gewaltigen Appell vor dem Führer am Sonntagvormittag schon jetzt in der Stadt des Reichsparteitages eintreffen. Von ihren Vorkommandos auf den Anfuhrtsbahnhöfen empfangen, steht sich Kolonne auf Kolonne in ununterbrochener Folge in Bewegung, um mit klingenem Spiel den Lager und Quartieren zuzustreben. Am Nachmittag wird auch dieser gigantische Anmarsch beendet sein und die politischen Soldaten Adolf Hitlers werden gemeinsam mit den noch in der Stadt des Reichsparteitages weilenden Mitkämpfern aus der Parteioffiziers- und deren Untergliederungen dem Bilde der Stadt den Stempel des größten Sieges der Bewegung aufprägen, eine ganze Nation um die Fahnen Adolf Hitlers geschart zu haben.

Ankunft des Diplomatenzuges in Nürnberg.

DNB Nürnberg, 8. September.

Am Sonnabend vormittag pünktlich um 7.45 Uhr traf der Diplomaten-Sonderzug mit denjenigen ausländischen Missionen, die die Einladung des Führers zum Reichsparteitag angenommen haben, auf dem Bahnhof in Nürnberg ein, der zu Ehren der ausländischen Gäste festlich ausgebaut war. Von den ausländischen Geandten waren alle bis auf den perijischen Geandten eingetroffen. Als der Sonderzug ungeleitet wurde, gingen an der Pflanzengasse die Fahnen hoch, während der Muffzug 14 (Nürnberg) die Gäste mit Muff empfing. Im Zuge begrüßten namens der Organisationsleitung Stabsleiter Stenger, ferner der Chef der Kanzlei Adolf Hitlers, Albert Bormann, weiterhin Graf von Schwerin im Auftrage des Reichswehrministers, Graf Bassow und der stellv. Protokollchef, Legationssekretär von Mumm die Diplomaten. Eine Abteilung SS

Die Kulissenarbeit in Genf um Sowjetrußlands Aufnahme.

Die französische Regie.

Genf, 8. September.

Auch in der Schweizer Presse wird heute morgen übereinstimmend das Gerücht verzeichnet, daß die Einladung Sowjetrußlands zunächst außerhalb des Rahmens des Völkerverbundes in die Wege geleitet werden solle. Man wird die Unter-schriften müssen vieler Mitgliedsstaaten, deren Zahl naturgemäß zwei Drittel aller Staaten über-schreiten, und vieler Mitgliedsstaaten, deren Zahl naturgemäß zwei Drittel aller Staaten über-schreiten. Sobald dann eine zustimmende Antwort eingelaufen ist, würde der Präsident der Völkerversammlung durch die gleichen Staaten gebeten werden, die Frage der Zulassung Rußlands auf die Tagesordnung zu setzen. Damit würde die dann zur Abstimmung kommen, wobei bekanntlich eine Zweidrittelmehrheit zur Annahme genügt. Man will so um die Schwierigkeit herumkommen, Sowjetrußland, wie z. B. seinerzeit Mexiko, durch die Versammlung selbst ein-laden zu lassen, wozu Einstimmigkeit notwendig wäre. Gleichzeitig scheint die Absicht zu bestehen, auf diese Weise die Bestimmung des Paktes, wonach jeder Staat vor seiner Zulassung durch die 6. Kommission der Völkerversammlung auf seine Geeignetheit geprüft werden muß, zu umgehen, um der Sowjetunion diese peinliche Prüfung zu ersparen. Da die meisten Mitgliedsstaaten erst zur Eröffnung der Völkerversammlung am 10. September eintreffen, läßt sich dieses Manöver erst im Laufe der kommenden Woche durch-führen.

Man rechnet heute damit, daß es möglich sein könnte, die Abstimmung über die Aufnahme Sow-jetrußlands etwa am Montag, 17. Septem-ber, vornehmen zu können. Ueber diese Frage haben gestern beim Generalsekretär des Völkerverbundes, Avenol, Besprechungen stattgefunden. Natürlich steht die französische Regie hinter diesen Plänen, die reichlich künstlich erscheinen und deshalb heute früh auch beim „Journal de Geneve“ starkes Befremden hervor-rufen. Das Blatt hofft, daß der Generalsekretär sich seiner Pflicht der Unparteilichkeit stets bewußt bleiben werde. Daß es offenbar nötig wird, solche Umwege zu gehen, um Sowjetrußland in den Völkerverbund zu bring-en, zeigt jedenfalls deutlich, daß die Opposition gegen den Eintritt immer noch nicht über-wunden ist. Allerdings wird nach dieser Richtung nach wie vor ein starker Druck der Großmächte ausge-übt, der in der kommenden Woche nach Eintreffen aller Mitgliedsstaaten fortgesetzt werden dürfte.

ihren eigenen Bestimmung verbinden... und die die Zukunft der Nation auf ihren Willen, auf ihre Ent-scheidung, und wäre es auf ihren Ehrgeiz für Deutsch-land zu nehmen entschlossen sind. Wir brauchen eine lange... Folge von Führern, in denen sich die Poli-tisierung der Nation als Nationalisierung des Volkes verkörpert, von Führern, in denen sich der Uebergang von der deutschen Geschichte von Gestern über die Revolution hinweg in eine deutsche Geschichte von Morgen vollzieht, in die wir ohne sie führerlos hin-eintreiben würden... von Führern, die in dem un-gewissen Weltgeschehen, dem wir entgegengehen, wenigstens die Richtung halten, die alle Schwan-ungen, Störungen und Wechselfälle überdauert und die einer dem anderen weitergibt.

die vor dem Zuge Aufstellung genommen hatte, über-brachte den Diplomaten in die Abteile Strauße von roten Ketten. Nachdem die Gäste das Frühstück in dem Speisewagen eingenommen hatten, wurden sie zu den bereitstehenden Kraftwagen geleitet, und alsdann nahm die Reihe der Wagen unter den Klängen der Musikpelle die Fahrt in die Stadt des Reichsparteitages auf.

Die Kriegsoffer auf dem Reichsparteitag.

:: Nürnberg, 8. September.

Mit dem feierlichen Kaisermaße von Richard Wagner wurde am Nachmittag das Fest der Tagung der Nationalsozialistischen Kriegsofferper-sorgung im Kulturvereinshaus eröffnet, der neben vielen Ehrengästen auch Reichsminister Seidte bei-wohnte.

Der Reichskriegsofferführer, Hans Oberlin-dorfer, wies in seinem Redeschäftsbericht über das im vergangenen Jahre geleistete darauf hin, daß ein Soldat, der im Kriege als Held bezeichnet wurde, in sich die Verpflichtung trage, das heroische Leben des Frontsoldaten dem ganzen Volke vorzuleben. Solba-tische Gesinnung dauere über Krieg und Frieden hinaus, sie äußere sich am vornehmsten in der Unterordnung des Einzelnen unter die Interessen der Gesamtheit in Disziplin und dem Dienen am Gan-zen. In dieser Auffassung habe Deutschland drei große Vorbilder: Friedrich den Gro-ßen, den verstorbenen Reichspräsidenten von Hinden-burg und den ganzen Volk auf den Schild gehobe-nen Frontsoldaten Adolf Hitler. Das unter Adolf Hitler geeinte deutsche Volk sei sich nun auch seiner Pflichten den Kriegsoffizieren gegen-über bewußt geworden. Zehntausende, darunter auch Schwerverletzte, hätten wieder Brot gefunden, Heimstätten seien ihnen errichtet worden, in der Re-gierung und in den Parteistellen sei man an der Arbeit, dem Wert die geistliche Krönung zu geben.

Von den zukünftigen Aufgaben der NSDAP hob der Reichskriegsofferführer den Kampf um die Ehre und das Recht Deutschlands in der Welt hervor. Die Gegner von ehe-mal, an deren Tapferkeit die deutschen Frontsoldaten mit Hochachtung zurückdenken, seien zweifellos mit der gleichen Achtung vor dem deutschen Soldaten zurückgeführt. Diese Achtung müsse und werde Brüden schlagen, diese Achtung der Soldaten voreinander werde zwangsläufig die Achtung der Völker erzwingen. Wir geloben, so schloß Oberlin-dorfer, unserem Führer Treue und Gefolgschaft, damit das Sterben und Bluten deutscher Soldaten seinen Sinn behalten kann.

In gleicher Richtung laufen die Bemühungen Barthous zur Einwirkung auf Polen, Ar-gentinien und neuerdings auch Portugal, we-nigstens im Völkerverbund die Einklimme-keit für die Aufnahme und einen ständi-gen Ratssitz Sowjetrußlands herbeizu-führen. Ueber die gestrigen Besprechungen Barthous mit dem polnischen Außenminister Bed sind wesentliche Einzelheiten nicht bekannt geworden. Es ist aber durch-gesichert, daß vor allem über Sowjetrußland und neben-bei auch über den Nordostpakt gesprochen wurde. Da die Unterredung fast 1½ Stunden gedauert hat, konnten die Probleme ziemlich eingehend erörtert wer-den. Trotzdem ist, wie Barthous gestern gelegentlich ge-äußert hat, ein Ergebnis noch nicht erzielt worden, und die Besprechungen zwischen den beiden Staatsmännern sollen heute fortgesetzt werden. Ueber Argentinien's Haltung herrscht noch immer Unklarheit. Man nimmt aber überwiegend an, daß es weder dem Eintritt noch dem ständigen Ratssitz Sow-jetrußlands ernste Schwierigkeiten bereiten wird.

Polen und der Nordostpakt-Plan.

DNB Warschau, 8. Sept.

Die halbamtliche „Gazeta Polska“ schreibt u. a.: Die polnische öffentliche Meinung wird ohne Unterschied der Parteien die Genfer Verhandlungen mit umso größerem Interesse und Unruhe verfolgen, als der gegenwärtige Augenblick voller Gefah-ren für die Ergebnisse ist, die zu Gunsten des Friedens in Osteuropa durch die Unterzeichnung der polnischen Politik erzielt worden sind. Das System des Friedens in Osteuropa ist in der Tat bedroht durch nebelhafte, unklare Pläne. Nach langen Bemühungen erzielte die Diplomatie greifbare Ergebnisse, die zwischen den Jahren 1931 und 1934 in Abkommen von großer internationaler Tragweite ihren Ausdruck fanden. Der Nichtangriffsvertrag mit der Sowjetunion, der durch das Londoner Abkommen über die Begriffsbestimmung des Angreifers vervollständigt wurde, war die erste große Errungenschaft zu Gunsten des Friedens in Osteuropa, die deutsch-polnische Nichtangriffserklärung die zweite. Diese Abkommen brach-ten neue Elemente für den europäischen Frieden, ohne die bereits vorhandenen Elemente zu beeinträchtigen. Diese Erfolge sind gegenwärtig in Gefahr. Nebel-hafte Pläne tauchen auf, die dem bisher Erreichten keine Rechnung tragen und das osteuropäische Friedenswerk als ein weiches Blatt betrachten, das mit irgend einer Schrift be-deckert werden könnte. Die Erhaltung der im Laufe langer Jahre geschaffenen Grundlagen der Zusammen-arbeit bedeutet eine Bürgschaft für den allgemeinen Frie-den. Winkler Bed befindet sich nicht allein in Genf; er hat das ganze Land, das zwar in Unruhe, aber doch ent-schlossen ist, seinen gerechten Standpunkt zu verteidigen.

Es wäre reizvoll, der konkreten, organischen Staats-auffassung der deutschen Volks- und Erneuerungsbewegung die faschistische Staatsidee gegenüber zu stellen. Sie wurzelt in einer romanischen, an einer abstrakten Norm hängenden Autoritätsauffassung. Schon Mussolini hat auf den Unterschied zwischen germanischer und romanischer Autoritätsauffassung hingewiesen. Die romanische Autoritätsidee duldet keine „Delegation der Autorität“, wie sie in der ger-manischen Genossenschaftsverfassung zum Ausdruck kommt. Enrico Corradini, einer der maßgebenden Theoretiker des Faschismus, sieht im Staate nur das beherrschende Element, das einzigbleibende im Bereich vergänglichster Bewegungen. Der Staat wird oberste Norm für Alles, dem sich die Existenz der Individuen

wie das ganze Leben der Nation zu unterwerfen hat. So wird der Staat zum absoluten Gesetzgeber, und damit wird wieder eine Art legalen Absolutismus begründet, der sich vom Volke aussondert und als ein abstraktes Schema über es erhebt. Hier erhebt sich über dem Volke und ihm entfremdet wieder der om-nipotente Staatsgötze, wie ihn Alfred Rosenberg nennt, die omnipotente Ideologie der staatlichen Sou-veränität, die sich wie ein Abdruck auf das organische Volksleben legt.

Der Hegelianismus, der im deutschen National-sozialismus überwunden ist, taucht im Faschismus mus wieder auf und erhält neuen Auftrieb. Mussolini hat Hegel studiert und sich zu Hegel bekannt, indes der Nationalsozialismus ihn verwirft. Hier liegen zutiefst die Unterschiede germanischen und ro-manischen Staatsdenkens, zwischen Natio-nalsozialismus und Faschismus. B.

Der Brehmersche Krebsreger.

Eine Erklärung von Geheimrat Rolfe.

Frankfurt, 8. September.

Zu der Frage des Brehmerschen Krebsre-ger's, die in der Frankfurter Wissenschaftlichen Woche bereits diskutiert worden war, gab Geheimrat Prof. Dr. Rolfe in der gestrigen Nachmittags-sitzung folgende Erklärung ab:

„Seit mir im Verlauf unserer Konferenz durch das Referat von Herrn Professor Viktor Schilling Ge-legenheit gehabt haben, uns mit den Arbeiten des Herrn von Brehmer und ihren Ergebnissen zu beschäftigen, ist, wie Ihnen bekannt, die Diskussion darüber in der in- und ausländischen Presse in einem Ausmaß weiterge-gangen, das dem allgemeinen Interesse entspricht, das in der breitesten Öffentlichkeit für alles vorhanden ist, was mit der Möglichkeit eines Fortschrittes auf dem Wege der Krebsbekämpfung irgendwie in Berührung steht.“

Als Vertreter der Wissenschaft wissen wir, wie oft zunächst einen Fortschritt verheißende Versuche sich als Fehlschlag erweisen haben, und wie oft vorzeitige Mit-teilungen an die große Öffentlichkeit, die über den Rahmen des zunächst wissenschaftlich Belegten hinaus-gingen, bei der leidenden Menschheit Hoffnungen er-weckten, die späterhin bitter enttäuscht wurden. Wir müssen daher die Pflicht üben, auch im vorliegenden Falle daran zu mahnen, daß gerade solche wissenschaftliche Entscheidungen, auf die neue Heilverfahren gegründet werden sollen, eingehender Nachprüfung auf breiterer Grundlage bedürfen, ehe bestimmte Erwartungen daran geknüpft werden können.

In diesem Sinne habe ich selbst in meiner vor Ihnen gemachten Bemerkung meiner Skepsis gegenüber den in der Presse gemachten Angaben und zugleich meinem Be-dauern darüber Ausdruck gegeben, daß die Angelegen-heit auf diesem Wege und in dieser Form an die breite Öffentlichkeit gelangt ist.

Aus den Darlegungen von Herrn Schilling haben wir entnommen, daß er den von Brehmer isolierten Mikro-Organismus nach den Anweisungen seines Ent-deckers ebenfalls in Kulturen gewinnen und diesen Teil der Brehmerschen Forschungsergebnisse nachprüfen konnte. Damit hat Herr Schilling den Weg zur weiteren wis-senschaftlichen Erforschung öffnen wollen, ohne in objektiver Stellungnahme die schon viel weitergehenden Theorien und Folgerungen des Herrn von Brehmer damit be-fähigen zu wollen und zu können.

Weiterhin hat Herr Schilling erklärt, wie auch die hiesige Presse bestätigt, daß er für seine Person den Be-standnissen in der Tagespresse nicht nur völlig fernsteht, sondern auch in den letzten Wochen alles im Bereich des ihm Möglichen getan hat, um die vorzeitige Veröffentlichung in der Tagespresse zu verhindern.

Wenn wir uns als Vertreter der Wissenschaft auf den eingangs gekennzeichneten Standpunkt stellen, so betonen wir doch gleichzeitig, daß wir es als unabweis-bare Pflicht erkennen, jede ernsthaft ange-regung zu neuem Fortschritt willig auf-zunehmen, umso mehr, wenn es sich um den Wissen-schaftsbereich handelt, aus dem heraus die Möglichkeit zu neuer und wirksamer Bekämpfung der großen verheeren-den Volkskrankheiten erwachsen.

Insofern sind wir uns auch der Pflicht bewußt, die Brehmerschen Untersuchungen und Ergebnisse unverzüglich und mit ernstem Willen aufzunehmen, um mit allen der wis-senschaftlichen Forschung zu Gebote stehenden Mitteln die-jenigen von ihm aufgeworfenen Fragen zu klären, denen wir heute noch zweifelnd gegenüberstehen.“

Zwei Frauen mit einem Gewehr-kolben niedergeschlagen.

DNB Gützkow (Meckl.), 8. September.

In Gützkow wurde am Freitag eine schwere Mordtat verübt. Ein bei dem Bauern Döbertin arbeitender Knecht schlug nacheinander den beiden Schwestern des Bauern mit einem Gewehr-kolben über den Kopf, so daß sie mit schweren Ver-letzungen in das Gützkower Krankenhaus eingeliefert werden mußten. Der Täter flüchtete und verlor sich in der Nähe des Gehöftes durch Aufschneiden der Pulsadern Selbstmord zu begehen, wurde aber noch lebend auf-gefunden und festgenommen. Er gibt an, die Tat aus Rachsucht begangen zu haben, weil die beiden Schwestern Döbertins seine Arbeit bei anderen schlecht gemacht hätten.

Generalstreik in Madrid.

Verkündung des Alarmzustandes.

(1) Paris, 8. September.

Hayas meldet aus Madrid: In Madrid wurde am Sonnabend ab 6 Uhr früh der Generalstreik aus-gerufen. Die Angestellten der Straßenbahnen, der Untergrundbahnen und der Kraftwagenunternehmen ver-ließen ihre Arbeit. Man glaubt, daß auch die Zei-tungen nicht mehr erscheinen werden, da die Seher ebenfalls Streikbefehl erhalten haben. Alle Wahr-scheinlichkeit nach dürfte der Alarmzustand verhängt werden, da die Regierung Unruhen befürchtet.

Die Arbeitsgeheimvereinsung von Madrid hat bekannt-gegeben, daß sämtliche Arbeiter entlassen würden, die sich an dem Streik beteiligen würden. Der Vereinigung, so heißt es weiter, sei es unmöglich, noch weiterhin die marxistische Propaganda zu ertragen.

Amerikanischer 11000-Tonnen-Dampfer in Flammen.

DNB New-York 8. September.

Der amerikanische 11000-Tonnen-Dampfer „Morroca“ steht in Flammen. Er befin-det sich 20 Meilen südlich vom Leuchtturm von New-Hampshire und sendet SOS-Rufe. Die „Arabia Cor-poration“, die die SOS-Rufe aufnimmt, meldet, daß die Verbindung mit dem Dampfer unterbrochen sei. „Morro-ca“ hat eine Besatzung von 240 Mann und 318 Passagieren. Alle Rufenwachtürme von Nord-New-York sind zur Hilfe unterwegs.

*) Professor der Philosophie in Berlin; † 1831.

**) Orientalist in Göttingen, der neben vielen ge-lehrten philologischen Werken Flugblätter über poli-tische, religiöse und Erziehungsfragen schrieb; † 1831.

Sommer in der Liebe Land

ROMAN VON LU. V. HASSEL

Copyright by Karl Köhler & Co., Berlin-Zehlendorf. (Nachdruck verboten)

1. Kapitel.

Sabine von Dorp schließt ihre beiden Büroräume ab. Es lohnt sich nicht, in der fürchterlichen Hitze bis fünf Uhr weiterzuarbeiten. Ihren Zeichner, den dunkeläugigen Herrn Heinemann, hat sie gestern auf Urlaub geschickt. Sie weiß, daß er schon heute in seinem tod-schönen, ruhigen Strand am Meer und in der Sonne der Herzen der darauf wartenden Schönen unglücklich macht.

Sabine mußte immer leise lächeln, wenn sie daran dachte, daß sogar Rainer auf diesen Zeichner eifersüchtig ist. Ueberhaupt — Eifersucht! — Ihr selbst ist dies Gefühl vollständig fremd. Aber liebt, muß vertrauen können! Der Glaube an den anderen ist das A und O der Liebe.

Sie steht die Schlüssel des Vase-Schlösses in ihre weiße Tasche. Sie ist auch heute die letzte, die ihr hübsches Architekturbüro am Kaiserdamm verläßt. Aber so mußte es wohl sein. „Das Auge des Herrn ist nicht zu trügen.“ Das Rainer so gar nicht verstehen konnte, wie sehr ihre straffe Hand hier not tat! Besonders in diesem ersten schweren Anfangsjahr.

Als Sabine auf die heiße, staubige Straße tritt, fährt sie beinahe betroffen zurück von der sengenden Glut, die ihr entgegenstrahlt. Drüben in dem Friseurladen steht sie gerade noch ihre kleine Stenotypistin verschwinden. Die würde sich jetzt lieber fabelhaft zurechtfinden lassen, um dann mit ihrem Freunde nach Wannsee oder Rahnsdorf zu fahren. Wie gut hatte es das kleine Mädel eigentlich!

Sabine seufzte leise auf. Sie hat heute wieder schreckliche Sehnsucht nach Rainer. — Aber das half jetzt alles nichts. Diesen einen Sommer mußte sie durchhalten! Berlin ist eine harte Stadt. Wer sich durchsetzen will, muß Opfer bringen.

Das hübsche, schlafende Mädchen streift die langen, schlafenden Schlupfhaare über die sorgfältig gepflegten Hände. Den weichen kleinen Hut hat sie abgenommen, und die glühende Sonne läßt die vielbegehrten Reflexe in dem kastanienbraunen Haar aufsprühen.

Mancher Blick folgt ihr, aber Sabine ist so in Gedanken, daß sie nicht aufsteht. Es ist einer jener gefährlich-lichen Ferientage, in denen selbst der begeisterte Berliner keine angebotene Vaterstadt so langweilig findet wie Krähwinkel. Kolläden sind herabgelassen, verstaubte Blumen hängen traurig und müde vom leeren Balkon. Autos mit himmelhohen Koffern, schreienden Kindern, schwitzenden Müttern und würdevollen Ruhe machenden Vätern fahren den Bahnhöfen entgegen, und die wenigen Zurückbleibenden sehen sich mit einem mitleidigen Blick an. „Auch du, mein Sohn Brutus, hast weder Zeit noch Geld zur Reife.“

Ein Herr, der hinter Sabine den Kaiserplatz überquert, steht erstaunt auf, als er das elegante Mädchen in dem sportlichen Seidenkleid vor sich hergehen sieht.

„Donnerwetter, doch noch eine elegante Frau... Das ist ja phantastisch! Tadellose Beine!“ sagt er vor sich hin und geht, durch dieses höchste Zeichen männlicher Anerkennung beglückt, rascher und folgt der Dame in Blau in der Richtung des Südwesttors. Er läßt sich nicht erst Zeit zu überlegen, ob die Farbe dieses herrlichen, gepflegten, maßgewaschenen Haars von der Hand eines geschickten Berliner „Figaros“ stammt, oder von der gütigen Mutter Natur selbst. Rasch entschlossen geht er zum Angriff über.

„Mein gnädiges Fräulein, wir kennen uns be-
kannt!“

Sabine sieht ihn erstaunt an. Ihre hellbraunen Augen leuchten in der Sonne wie dunkle Goldspäße. „Simmel, das sind Augen... Und dieser Teint... ich habe Glück!“ denkt der Entsetzte dieser ungeahnten Schönheit.

Sabine aber lächelt nur ein wenig spöttisch und summt andeutend: „Fräulein, ich glaube, wir kennen uns schon.“

„Ihnen fällt wohl in der toten Saison nichts Geis-
reischer mehr ein?“

Ihr Gegenüber lächelt auch.

„Aber, meine Gnädigkeit, was denken Sie von mir?“

Nein, nein, bestimmt! Wir kennen uns! Ich habe Sie
sicher neulich im Rot-Weiß-Tennisclub begrüßt!“

„Leider kann ich mich nicht erinnern!“

„Dann habe ich Sie in Westend beim Golf be-
wundert!“

Auch das nicht! Und um Ihnen bei der Offenheit
das viele Ueberlegen zu ersparen, will ich Ihnen auch
gleich sagen, daß ich auch leider nicht in Frohnau Polo
spiele, und daß wir uns weder beim internationalen
Tanzturnier in Kitzingen, noch auf dem letzten Presse-
ball im Zoo kennengelernt haben.“

Schade. Aber das wäre schließlich nur ein Grund,
die Bekanntschaft jetzt nachzuholen!“

„Es tut mir leid, auf diese große Unähnlichkeit ver-
zichten zu müssen. Ich bin verlobt, und das schließt
wohl über alle selbst die reichlichen Straßenspektakel
aus.“, sagte Sabine liebenswürdig und bleibt
stehen, um den jungen Herrn endlich auf gute Art los-
zulassen.

„Ich werde die Rechte Ihres Herrn Verlobten in
keiner Weise schmälern“, antwortete er lächelnd. „Zün-
den Sie also wirklich etwas dabei, wenn wir heute mal
zusammen tanzen würden? Ein Tanz ist doch schließlich
eine Liebeserklärung, und man ist um diese Zeit wirk-
lich glücklich, sich ein paar Stunden nett unterhalten zu
können. Wenn Sie Lust haben, fahre ich Sie auch mit
meinem Wagen nach Saarow oder an den Stölpchensee.“

„Stölpchensee, Saarow... Einen Nachmittag
draußen... Eigentlich herrliche Gedanken bei dieser
Hitze! Der Geist ihrer Stadt, der Geist des freien, vor-
urteilslosen Berliners, regt sich in Sabine. Aber dann
läßt sie doch entschlossen:

„Gewiß, es wäre sicher nichts dabei. Halten Sie mich
also nicht für unmodern. Und das ist in diesem Falle
traurig machen. Und das ist in diesem Falle
entscheidend!“

Sie nickt ihm zu und geht dann rasch vorwärts.

„Schade — wirklich sehr schade“, sagt der junge
Mann mit dem gepflegten Neuzug hinter ihr her.

„Ein famos Mädel...“

Dann verschwindet auch er im Dunkel eines Unter-
grundbahnhofs.

Sabines Eltern sind schon zwei Monate auf Reisen.
Ihr Vater ist von einer großen Filmgesellschaft auf eine
lange Ostasienfahrt als wissenschaftlicher Berater geschickt
worden, denn seine kunsthistorischen Werke über ja-
panische und chinesische Kunst haben seinen Namen in
diesen Kreisen bekannt gemacht. Da sich der Professor
aber niemals gern von seiner Gattin trennt, hat sich
Frau von Dorp auch diesmal entschließen müssen, mit
ihm durch die Lande der aufgehenden Sonne zu reisen.

So bewohnt Sabine nun schon seit acht Wochen die
entlegene Wohnung am Radesheimer Platz allein mit
Elise, der „Perle“. Sie schließt die Vorplatztür leise
auf. Da klingt ihr auch schon Elises hoher Sopran
entgegen:

„Am Radesheimer Platz steht eine Linde; sie weiß,
was du mir warst, was du mir bist...“

Elise singt mit mehr Rührung und Gefühl dieses
Lied, als eigentlich bei der Hitze erlaubt ist.

„Stop — Elise... Stop! Ich bin da!“

„Ach, ach, ach, inädrige Frolein! Ich dachte, id wer
alleine.“

„Da haben Sie wieder einmal falsch gedacht, Elise.
Ich Post da von meinen Eltern?“

„Ne, inädrige Frolein. Die haben da unten was
Besseres vor, als an uns arme Berliner zu denken. Hier
ist ja nicht mehr los!“

„Stimmt, Elise.“

Sabine läßt sich müde auf die elegante, niedrige
Couch in den vielen Seidenstoffen legen. „Es ist wirk-
lich nichts mehr los hier...“ Und sie denkt an den
leeren Tennisplatz, an ihre vertriebenen Freunde, an
ihre letzten vergeblichen Telefonate... Berlin war
wirklich ausgestorben...

„Aber ich hab' doch 'ne Ueberraschung für inädrige
Frolein.“ „Er“ hat geschrieben! „sagte Elise dramatisch
und bringt auf einem silbernen Briefkartenteller mit
Grazie einen großen weißen Brief.“

Sabine springt auf. Alle Müdigkeit ist fortgeweht.

„Aus München — Elise — von Herrn Selbis?“ Wie
hell ihre Stimme jubeln kann!

„Sawoll! Aus München. Ja muß ja sagen, inädrige
Frolein! Wenn mein Bräutigam bloß halb so
hübsch wer, wie Herr Selbis, denn hielten mir hier
teene zehn Pferde!“

Ein glückliches Lachen steht in Sabines sanft ge-
schwungenen Mundwinkeln, als sie den sehnsüchtigen
Brief liest:

„... In acht Tagen habe ich Theaterferien. Biene.
Bitte, bitte, komm! Ich hab' sooo große Sehnsucht,
Liebes. Ich halte es nicht mehr aus. Wir fahren dann
nach Berchtesgaden oder an den Elise, den Du so gern
hast. Aber nun warte nicht länger, sondern komm end-
lich zu mir. Es soll eine himmlische Zeit werden. Biene-
chen. Ich verspreche Dir, alle Wünsche von den Augen
zu lesen. Nur laß mich bitte nicht länger warten! Wenn
Du jetzt wieder schreibst, daß Du keine Zeit hast, werde
ich langsam irre an Deiner Liebe. Eine tüchtige Frau
ist gut und aller Achtung wert. Aber trage Deine mo-
derne Sachlichkeit bitte nicht in diese letzten Dinge
hinein, Biene. Ich flehe Dich an! Ich kann das nicht
ertragen! Du kennst mich ja. Für ein bißchen zeitliche
Seligkeit gebe ich den ganzen modernen Tüchtigkeits-
kram von Euch Frauen hin.“

Biene, liebe Biene! Hör auf mich! Kein
Mensch wird Dir im Hochsommer Aufträge aus Ostende,
Tirol, Norwegen oder Schweden inschicken. Schließ
Dein Büro und komm nach München. Ich sage es Dir,
es ist das letzte Mal, daß ich so sehr bitte...“

Sabine sieht auf. Eine große Leere ist um sie her.
Alles ist wie ausgestorben, und selbst die schöne Ver-
bung mit den vielen blühenden Sommerblumen kann
das Gefühl von Alleinsein und Verlassenheit nicht mehr
bannen. Von der Veranda her schreit Rona, der sprach-
begabte graue Papagei, unaufhörlich in ihre Gedanken
hinein.

Sie wollte ihr Büro so gern allein lassen —. Sie
hatte es sich in den Kopf gesetzt, diesen Sommer über in
Berlin zu bleiben. Aber Rainer hat ja eigentlich recht.
Und schließlich durfte sie auch nicht all seine Bitten ab-
schlagen... Sabine springt auf! Der Entschluß be-
freit und beflügelt sie. Einmal will sie selbst sommerlich
heiter und glücklich sein...

Sie reißt die Tür auf und ruft hinaus: „Elise, wir
wollen schnell packen! Ich reise übermorgen nach Mün-
chen.“ Was meinen Sie? Ich werde Herrn Selbis über-
raschen, richtig überraschen.“ Und damit springt sie mit
schneidem Schrittmarsch aus dem Zimmer.

„Du bist verrückt, mein Kind, verrückt!“

Zweites Kapitel.

Die Probe im Münchener Schauspielhaus geht end-
lich mit einem lauten und deutlichen Tadel des Ober-
regisseurs Selbis zu Ende.

„Schluß für heute! Miserabel war's, Herrschaften!
Hundsmisterei! Schlampen seids ihr alle miteinander...“

Servus!

Am 13. Januar 1935 soll die deutsche Saarbevölke-
rung in einer Abstimmung entscheiden, ob sie zum deut-
schen Vaterland zurückkehren will, ob sie lieber fran-
zösisch wird oder ob sie den jetzigen Zustand unter einer
Völkerbundregierung vorzuziehen hat. Wir haben keinen
Anlaß, über den Ausgang dieser Abstimmung in Sorge zu
sein. Die Entscheidung gerade des letzten Jahres hat uns
deutlich gezeigt, daß Frankreich auf verlorenem Posten
kämpft. Die enge Verbundenheit des Saarvolkes mit
dem Vaterlande ist in großen erschütternden Augen-
blicken zum Ausdruck gekommen. Mit eiserner Disziplin
bereitet sich das Saarvolk auf die große Entscheidung vor,
bewacht in aller Bedrängung seine sichere Ruhe und ist
entschlossen, im nächsten Januar vor aller Welt sein
deutsches Volkstum zu be-
weisen, das in taufendjähriger Geschichte bewiesen hat.

Diese Vergangenheit, hinab bis zu den Zeiten ger-
manischer Völkerwanderung, ist deutsch und die Geschichte
der Saar wäre bis auf den heutigen Tag eine rein
innerdeutsche Angelegenheit geblieben, wenn nicht das
Schicksal die Saar in langwieriger Entwicklung in die Be-
wegung des westlichen Grenzraumes hineingezogen hätte.

Die Zeit der Völkerwanderung steht den deutschen
Volkstümern der Franken auf der Suche nach neuen
Wohnstätten weit nach Westen über den Rhein hinweg ins
Waldgebirge vor Augen und den fremden Stamm der
Kelten vertrieben. Seitdem erlangt bis tief ins heutige
Frankreich hinein die deutsche Sprache. Zu beiden Seiten
des Rheins wird von da ab bis heute fränkisch gesprochen,
moelfränkisch, und rheinfränkisch südlich der Mosel. Die
Grenze zwischen diesen beiden Spielarten der fränkischen
Mundart überquert unterhalb Saarbrückens die Saar
und verläuft auf Mosel zu. Auch hier zeigt sich die ein-
gigende Rolle des Rheins zu, wie sie im innerdeutschen
Aufbau der Landschaft immer wieder zum Ausdruck
kommt. Auch weiter südlich zeigt er seine zusammen-
fassende Kraft im alemannischen Sprachgebiet, das sich
vom Ried bis weithin der Vogesen über ihn hinweg
erstreckt.

In diesem deutschen Sprachgebiet spielte fast tausend-
jährige deutsche Geschichte ab. Deutsche Gaugrafen ver-
wandelten das Land an der Saar. Im frühen Mittel-
alter schon ist das hervorragende Geschlecht unter
ihnen das der Saarbrücker Grafen. Nicht nach dem
Westen weisen ihre Ziele. Sie fühlen sich zum Rheine
hingezogen. Damals ging die deutsche Grenze
durch den Argonnerwald, westlich der Maas,
und Saarbrücken lag so weit von ihr entfernt, wie heute
Frankfurt von der jetzigen Grenze. Im weiteren Ver-
lauf des Mittelalters verwandelte sich die Lehnsmacht
der Gaugrafen allmählich in eine leibständiger, landes-
herrliche Macht, und um diese Zeit sehen wir zwei Män-
ner aus dem Saarbrücker Gralegengeschlecht auf dem
Bischofsstuhl von Mainz. Die Grafen hatten sich zu
deutschen Landesherren entwickelt. Aber so, wie von
Saarbrücken der sich dynastische Interessen nach dem
Osten, dem Rheine zu, entwickelten, stehen umgekehrt vom
Rheine und von der Mosel aus die damals fränkischen
Landesherren von Kurtrier und Kurmainz die politischen

„Was der Selbis bloß wieder hat? Einen Grant
hat der...“

Damit läuft Annerl Wiesmayer neben ihrer Freun-
din in die Garderobe, während hochrot und außer Atem
ein kleiner jähzorniger Junge angelaufen kommt, der
ein Telegrammformular wie eine Fahne schwenkt.

„Grüß Gott, Herr Selbis“, ruft der Bub schon von
weitem. „Die Mutter hat gesagt: ich soll halt die De-
peshen bringen. Vielleicht, daß da was Wichtiges drin
steht.“

„Gut, gib her, Hans!“, sagt Selbis, und ein Schein
von hoffnungsvoller Freude belebt sein hübsches und in-
teressantes Gesicht. In fliegender Hast reißt er die De-
peshen unumgänglich, großer Aufschlag bekommt. Brief
folgt. 1000 Küsse. Sabine.“

Selbis läßt das Blatt sinken, und jeder, der ihn jetzt
beobachtet, sieht, daß eine tiefe Enttäuschung und Bitter-
keit in seinen Zügen steht.

„Also wieder nicht...! Auch gut!“ Er seufzte leise
auf.

„Hier hast du keinen Groschen, Hans! Kannst auch
nichts dafür, daß mich die Nachricht nicht freut. Lauf
heim, Bursch!“

Selbst der Junge seiner Mutter macht ein betrübtes
Gesicht, aber er tritt zurück, und Rainer Selbis weiß
selbst kaum, daß er schon seit Minuten auf ein und dem-
selben Ziel steht, ohne sich zu rühren.

Da legt sich eine kleine, weiße Hand auf Rainers
Arm, und mit ihrer sanftesten Stimme fragt Annerl
Wiesmayer:

„Geh, Rainer! Mach net so 'n faden Gesicht! Was ist
denn Schreckliches geschehen? Läßt dich der Braut wie-
der amal sitzen?“

„Net so laudum dahier, Annerl!“ sagt Rainer
Selbis müde. „Du weißt ganz genau, daß ich eure
bösen Scherze net vertragen.“

„Verdienen tuts dich halt net, die Norddeutsche. Du
mußt dich ja auch so eine Kühe von da oben aus-
suchen, Rainer! Konntest gar keine in München finden,
die dich rechtchaffen liebgehabt hätt...“

„Vielleicht so eine wie dich, Annerl. Das meinst du
ganz?“

„Lacht Rainer auf. Aber es schwingt ihm eher
und troher Ton in diesem gequälten Lachen mit.“

„Warum net?“

„Jagte Annerl Wiesmayer tofett, und
lehnt sich näher, als es notwendig ist, an seine Schulter.
„Du weißt ganz genau, daß ich dich arg gern hab. Ich
führ' durch die halbe Welt, bloß daß ich dich sehn
konn!“

Rainer schweigt.

„Geh, nimm dir net so zu Herzen! Wenn du dir
auch nichts aus mir machst, Selbis, schau, ausgehn konnt
ich mit mir, damit du auf andere Gedanken kommst.
Meinst net?“

„Ich weiß net...“ sagt Rainer schon halb über-
wunden.

Da legt die kleine Schauspielerin alle Lodung und
Süße in ihrer Stimme, wie sie es hunderte Male abends
auf der Bühne zu tun gewöhnt ist. Und sie streicht ganz
leise und zärtlich über die Hand des vielvermögenden
Oberregisseurs:

„Komm, sei net sad, Rainer, sei g'heut! Gehn mer
heut in die „Bonbonniere“ tanzen, ja?“

Die biegsame, junge Stimme kann selbstsam Loden und
schmeicheln.

„Gut! Gehn wir!“

Rainer jagt es in einer enttäuschten Verbissenheit
und wendet sich dann mit schnellem „Grüß Gott“ in
seiner bekannten und bewunderten herrischen Art zum
Gehen.

„Herr Selbis wird sich aber freuen!“ sagt Elise ge-
rade in diesem Augenblick, als sie das zart-grüne, lange
Chiffonkleid mit behutamer Sorgfalt in Sabines
großen Wädelofen legt. „Inädrige Frolein müssen
in dem Kleid fabelhaft aussehen! Einfach torkeln!“

„Ja, es ist hübsch, Elise. Ich mag diese langen
Kleider schrecklich gern. Und der große, weiche schwarze
Hut steht blendend dazu aus. Sehn! Sie mal her: die
Kette hab' ich mit nach dazu gekauft. Paßt sie nicht
ganz genau zu dem Ton des Kleides?“

„Strohartig... Raffiniert!“

Elise jagt es mit Andacht und Hochachtung.
Sabine lacht.

„Ach, nun hören Sie auf, Elise! Ich muß mich doch
etwas auf der Höhe halten, damit mir mein Rainer
nicht antun wird bei dem Massenangebot beim
Theater.“

„Na von weien... Der wäre! Inädrige Frolein
denken wohl: „Auch du wirst mir einmal betrügen, auch
du...“

Zur Landesgeschichte der Saar

Von
Otto Bruner.

Am 13. Januar 1935 soll die deutsche Saarbevölke-
rung in einer Abstimmung entscheiden, ob sie zum deut-
schen Vaterland zurückkehren will, ob sie lieber fran-
zösisch wird oder ob sie den jetzigen Zustand unter einer
Völkerbundregierung vorzuziehen hat. Wir haben keinen
Anlaß, über den Ausgang dieser Abstimmung in Sorge zu
sein. Die Entscheidung gerade des letzten Jahres hat uns
deutlich gezeigt, daß Frankreich auf verlorenem Posten
kämpft. Die enge Verbundenheit des Saarvolkes mit
dem Vaterlande ist in großen erschütternden Augen-
blicken zum Ausdruck gekommen. Mit eiserner Disziplin
bereitet sich das Saarvolk auf die große Entscheidung vor,
bewacht in aller Bedrängung seine sichere Ruhe und ist
entschlossen, im nächsten Januar vor aller Welt sein
deutsches Volkstum zu be-
weisen, das in taufendjähriger Geschichte bewiesen hat.

Diese Vergangenheit, hinab bis zu den Zeiten ger-
manischer Völkerwanderung, ist deutsch und die Geschichte
der Saar wäre bis auf den heutigen Tag eine rein
innerdeutsche Angelegenheit geblieben, wenn nicht das
Schicksal die Saar in langwieriger Entwicklung in die Be-
wegung des westlichen Grenzraumes hineingezogen hätte.

Die Zeit der Völkerwanderung steht den deutschen
Volkstümern der Franken auf der Suche nach neuen
Wohnstätten weit nach Westen über den Rhein hinweg ins
Waldgebirge vor Augen und den fremden Stamm der
Kelten vertrieben. Seitdem erlangt bis tief ins heutige
Frankreich hinein die deutsche Sprache. Zu beiden Seiten
des Rheins wird von da ab bis heute fränkisch gesprochen,
moelfränkisch, und rheinfränkisch südlich der Mosel. Die
Grenze zwischen diesen beiden Spielarten der fränkischen
Mundart überquert unterhalb Saarbrückens die Saar
und verläuft auf Mosel zu. Auch hier zeigt sich die ein-
gigende Rolle des Rheins zu, wie sie im innerdeutschen
Aufbau der Landschaft immer wieder zum Ausdruck
kommt. Auch weiter südlich zeigt er seine zusammen-
fassende Kraft im alemannischen Sprachgebiet, das sich
vom Ried bis weithin der Vogesen über ihn hinweg
erstreckt.

In diesem deutschen Sprachgebiet spielte fast tausend-
jährige deutsche Geschichte ab. Deutsche Gaugrafen ver-
wandelten das Land an der Saar. Im frühen Mittel-
alter schon ist das hervorragende Geschlecht unter
ihnen das der Saarbrücker Grafen. Nicht nach dem
Westen weisen ihre Ziele. Sie fühlen sich zum Rheine
hingezogen. Damals ging die deutsche Grenze
durch den Argonnerwald, westlich der Maas,
und Saarbrücken lag so weit von ihr entfernt, wie heute
Frankfurt von der jetzigen Grenze. Im weiteren Ver-
lauf des Mittelalters verwandelte sich die Lehnsmacht
der Gaugrafen allmählich in eine leibständiger, landes-
herrliche Macht, und um diese Zeit sehen wir zwei Män-
ner aus dem Saarbrücker Gralegengeschlecht auf dem
Bischofsstuhl von Mainz. Die Grafen hatten sich zu
deutschen Landesherren entwickelt. Aber so, wie von
Saarbrücken der sich dynastische Interessen nach dem
Osten, dem Rheine zu, entwickelten, stehen umgekehrt vom
Rheine und von der Mosel aus die damals fränkischen
Landesherren von Kurtrier und Kurmainz die politischen

haben zur Saar und der Pfalzgraf treibt ebenfalls seine
Landesgrenzen bis an die Saarbrücker Grafschaft vor.
Auch das Herzogtum Lothringen, seit der Teilung des
Karolingerreiches im Jahre 870 zum Deutschen Reich
gehört, nimmt an der Herrschaft im Lande der Saar
teil. Diese politische Zersplitterung im Reich ist ein
Zeichen der Zeit. Sie ist das deutsche Schicksal, das erst
durch unseren Führer Adolf Hitler endgültig über-
wunden worden ist. Im Falle des Saargebietes aber
ist für die damalige Zeit durchaus kein Kuriosum,
sondern eine Tatsache, die auf die Verchiedenartigkeit
der Saarlandschaft zurückgeführt werden muß.

Durch Erbfolge findet das Saarbrücker Gra-
fengeschlecht seine Ablösung durch die Nassauer Grafen.
Vier Jahrhunderte lang, bis zum Untergang des Ersten
Reiches, bildete die Grafschaft Saarbrücken einen Teil
der Nassauer Lande, sie war also über Saar, Mosel,
Lahn hinweg politisch mit dem Rhein verknüpft. Die
Grafschaft Saarbrücken bildete das Kernstück der Saar-
lande und als solches ist ihre Rolle als Schwerpunkt
deutscher dynastischer Interessen sehr hoch einzuschätzen.
Aber auch die an die Saar fließenden deutschen Land-
schaften unter fürstlicher und kurfürstlicher Hoheit
binden das Land an den Rhein. Im 17. Jahrhundert
erstreckten sich vom Oberrhein bei Basel angefangen, die
Herrschaftsgebiete zu beiden Seiten des Rheins.
Der Rhein war also damals keine Grenze, sondern
eine Verbindung, und das Land, das heute von gewisser
Seite gern „Saargebiet“ genannt wird, ist mit seinen
vielen Einzelheiten durch den Rhein an sein rechtes
Ufer gebunden. Selbst das damalige lothringische Ein-
sprungland im Westen der Saar, das nicht als vor-
gehobener Boden Frankreichs angesehen werden. Lo-
thringen gehört im 17. Jahrhundert noch eindeutig zum
Deutschen Reichsverband, und erst 1666 fällt es dem gal-
lischen Ausdehnungsdrang zum Opfer. Der damalige
Anteil Lothringens an dem Saarland ist genau so Er-
gebnis deutscher Territorialpolitik, wie der Anteil Kur-
triers, der Pfalz und Nassaus.

Seit der Politik Ludwig XIV. rückt die Saar für
die französischen Annexionsgelenke so sehr in den Vorder-
grund, daß sie Gegenstand einer besonderen Darstellung
werden muß. In der landständischen Entwicklung an
der Saar bleibt die französische Herrschaft aber im-
mer nur eine kurze Episode. 1815 ist die Landesge-
hörigkeit des Saargebietes dann entschieden. Die kurze
Fremdherrschaft Napoleons hat mit den geistlichen Fürsten-
tümern ausgeräumt. Preußen wird, als der Korle zum
weiten Male verbannt ist, Nachfolger Kurtriers und
der Nassauer. Die Pfalz besitzt ihr altes Erbe an der
Saar. Ehe das Diktat von 1919 die gewalttätige Los-
trennung befaßt, waren die Saarlände ein weiteres
Jahrhundert über den Rhein hinweg dem Vaterlande
verbunden.

1000 Jahre deutscher Geschichte schauen auf die Berge
der Saar. In angelegener Verbundenheit richtet auch
heute das Saarvolk seine Blicke ins Reich, fühlt sich zum
Rhein und nicht zum Westen hingezogen. Uns aber
sollen diese deutsche Vergangenheit der Saar und die
deutschen Gefühle ihrer Bevölkerung Vorbild sein und
uns hinführen zum Schluß: Treue um Treue!

„Am Gottes willen, hören Sie auf“, ruft Sabine
lachend.

„Ne, nee, der macht er ja nicht! Der ist richtig!“ sagt
die in Männerjahren kompetente Köchin.

„Hoffen wir das beste, lieber Vater...“ meint Sa-
bine, innerlich überzeugt von der Richtigkeit dieses
Wortes.

„Uff... Den kriegen wir ja kaum zu!“ Elise seht
sich mit voller Wucht auf den Dede des Koffers, der
endlich nach vielen Mühen zuhnappt.

„Haben inädrige Frolein nun alles?“ Fahrkarte,
Paß?“

„Alles? Bestellen Sie mir bitte ein Auto. Sie
bringen mich dann zur Bahn!“

„Ehrenlahe!“

„Mein Gott...“ sagt Sabine, und zum ersten Male
steht in den Augen der modernen, tatkräftigen Berli-
nerin ein träumerisches Licht: „Ich freu' mich ja so rasend
auf „Ihn“. Jetzt will ich auch einmal richtig glücklich
sein. Elise, richtig unendlich glücklich...“

„Jetzt will ich wirklich glücklich sein...“ Diese Me-
lodie rattern die Räder des De-Juges, der die Berliner
aus der Halle des Anhalter Bahnhofes führt. Lang-
sam rollen die Wagen an, um dann dem kaperischen
Land entgegenzueilen. Viel erwartungsreiche, sommer-
frohe Menschen tragen sie in diesen Ferientagen als
glückliche Last.

Einen Sommer in der Liebe Land... Es suchen
ihn viele, die in diesen Tagen jenen Zug benutzen. Auch
Sabines Gedanken sind schon längst in München, wäh-
rend die Bahn noch nicht einmal Leipzig erreicht hat.

„Wie wird sich Rainer freuen! Wie froh wird er
sein! Nun darf er niemals wieder denken, daß sie ihn
nicht lieb genug hat! Ah ja! Sie arbeitete nicht um-
sonst mit dieser strengen, gewissenhaften Tüchtigkeit. In
Berlin mußte man alle Energie zusammenfassen, und
nach oben zu kommen und um sich durchzusetzen. Und
nun war sie bald am Ziel! Vielleicht noch ein halbes
Jahr — dann konnten sie endlich heiraten...“ Schön
würde das Leben, dieses selbstgeschaffene, selbstge-
wonnene dann sein... Sie hat ihn lieb! So lieb! Lieb...
lieb... lieb... rattern die Räder, und langsam um-
gaulen von frühlichen Bildern, schläft Sabine von Dorp
ein, um erst kurz vor München wieder aufzuwachen.

„München — München!“

So „bühnen“ können die Schaffner doch nur in
München brüllen, denkt Sabine beglückt, als sie auf
dem Bahnhof steht und die Frauentürme der geliebten
Stadt vor sich sieht, in der sie während ihrer Abwesen-
jahre Rainer Selbis zum ersten Male gesehen hat.

Rasch bahnt sie sich einen Weg durch die Menge.
„Auto! Auto!“ Sie ruft es laut und ungeduldig. Ihre
schnellen Bewegungen und die lebhafteste Stimme lassen
die Berlinerinnen umher erkennen, aber ihre Schönheit
und Eleganz bewirkt, daß aller Augen wohlgefällig
auf ihr ruhen.

„Mallentstraße 32. Aber schnell, bitte!“

„S' rächt...“

Während das Auto fährt, pudert Sabine noch einmal
rasch das Gesicht. Sie ist mit dem Bilde, das der
Spiegel auf der Tasche zurückwirft, sehr zufrieden. Das
sandfarbene Reifekostüm sieht tadellos. Das selbe Hü-
schen läßt noch etwas von dem tizianroten Haar sehen,
und ihr Gesicht leuchtet direkt in den garten, feinen
Farben ihrer wundervoll getönten Haut.

Der Wagen hält mit einem scharfen Ruck, daß Sa-
bine unfaßbar aus der Verunsicherung ihrer Selbstbetrach-
tungen herausgerissen wird.

Zwei Minuten später steht sie oben vor der Wohnung
ihres Verlobten und läutet Sturm.

Einmal schließt die Klingel!

Noch einmal!

Ein drittes Mal! Lang, anhaltend!

Stille... Drinnen und draußen!

Endlich vorläufige Schritte.

Sabines Herz klopfte vor Freude, und noch mehr vor
Angst...

Jetzt endlich!

Sie zittert und weiß eigentlich kaum weshalb. Sie
sieht, wie jemand vorsichtig durch das Guckloch sieht.
Dann hört sie die tastenden Schritte sich sehr schnell
und leise entfernen. Ein paar Worte werden geflüstert. Es
kloppt eine Tür... Dann endlich wird ihr geöffnet.
Vor ihr steht Rainer, seltsam blaß und beinahe ver-
stört.

„Rainer!“

Der Jubel ihrer Stimme erklingt in einer jäh auf-
wachenden zweifelnden Angst.

„Da — schau her...“ Bienechen... Also doch!“

Vor Sabine tanzen rote Punkte.

Das — das war die große Freude? Das — das war
das große Glück?

„Ja, freut du dich denn nicht, Rainer?“

„Aber gewiß, Bienechen. Ich freu' mich. Sehr, sehr
freu' ich mich! Ich bin nur noch ein bißl über-
rascht, weil...“

„Ja, ja...“ sagt Sabine und bringt gar nichts
weiter über die plötzlich bläugewordenen Lippen als
dieses eine, hilflose: „Ja, ja...“

Germanische Weltgeschichte in urgeschichtlicher Zeit.

Von

Dr. F. Helmich-Fusangel.

Sind wir mit Wissen über die Geschichte Roms und Griechenlands, Ägyptens und Assyriens förmlich überhäuft, so steht dem eine Unternutzung an Wissen über die Geschichte des eigenen Volkes als beklagenswerte Tatsache gegenüber. Daher denn auch heute das Verlangen nach deutscher Geschichtsstunde und, gewiß nicht am wenigsten, nach deutscher Vorgesichtsstunde.

Eine Besiedelung des nördlichen und mittleren Europas konnte selbstverständlich erst in Frage kommen, nachdem die Eis- und Gletschermassen der Glazialzeit ihren Rückzug angetreten und die Todesstarre der Polarkälte einem wärmeren, lebensgeflattertem Klima gewichen war. So begegnen wir denn auch schon bald nach dem Ende der nordischen Eiszeit, also nach vorläufiger Schätzung um ungefähr 8000 v. Chr., abgesehen von anderen weniger bedeutenden Anzeichen menschlicher Kultur, in ganz Norddeutschland und auch in Südskandinavien einer frühesten Kulturgeschichte, die in der Prähistorik den Namen „Jungsteinzeit“ führt, über deren genaue chronologische und typologische Datierung aber die Wissenschaft noch nicht zur Klarheit gelangt ist.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Germanentums tritt zum erstenmal ins helle Tageslicht, wenn wir in der jüngeren Steinzeit, in jener Menschheits-epoche also, in der all jene schöpferischen Gedanken, die den Menschengeist vereinnahmt seit Jahrtausenden schon bewegt hatten, zur innigen Vermählung gebracht wurden. Der Mensch begann Ackerbau und Viehzucht zu treiben und hatte damit jenes Element errungen, das zur Voraussetzung aller ferneren Kulturentwicklung werden sollte: die Selbstständigkeit. Durch sie vollzog sich im europäischen Norden der Zusammenstoß aller bisherigen Kulturen zu einer großen Kulturinheit, dem Kulturkreis der Indogermanen. Diese Einheit, die so viel Verschiedenartiges in sich vereinte, beharrte trotzdem geistig in ihrer uralten rauen Tradition und dürfte gewiß erst nach harten Kämpfen errungen worden sein. Aber nun stand sie eisenfest, und wohin immer Nordisches kommt, steht es sich durch. In raschem Ansturm wird Mitteleuropa erobert, und nach gewaltigen Völkerverbewegungen steuert am Ausgang der Jungsteinzeit Indogermanen tief im Balkan, in Oberitalien, an der Grenze Frankreichs, in Belgien, aber auch weit im Osten, an der Wolga und am Dniepr; selbst in Vorderasien werden letzte Ausläufer indogermanischer Kultur greifbar. Es ist nun einmal durchaus keine „pangermanische Annahme“, sondern es ist eine für den Urgeschichtler ganz einwandfreie wissenschaftliche Tatsache, daß unsere Vorfahren bereits in vorgeschichtlicher Zeit die Herren fast ganz Europas und sogar eines Teiles Asiens waren. Mag ihr Blut in den Jahrtausenden noch so mannigfache Mischungen eingegangen sein, der alte Blutstamm ist doch geblieben; indogermanisch ist doch ihre Sprache geblieben, und die indogermanischen Rassen sind es, die noch heute in erster Linie in den Ablauf der Weltgeschichte und der menschlichen Kulturentwicklung am meisten mitbestimmend verflochten sind.

Über den geschichtlichen Anfängen dieses so einzigartigen Volkes lagerte bisher ein geheimnisvolles Dunkel, und auch jetzt noch tobt der Kampf der Meinungen über die Urheimat des Indogermanentums. Neuerdings hat aber O. Menghin mit scharfsinnigster Verwertung aller einschlägigen linguistischen, archaischen und kulturellen Quellen, dem Problem eine Wendung gegeben, die es wohl einer definitiven Lösung zugeführt haben dürfte.

Nach jahrzehntelanger ernster Forschungsarbeit hat sich das Indogermanenproblem nunmehr einfach auf die Frage zugespitzt: Ist von den beiden indogermanischen Hauptgruppen — den Bauern- und Hirtenkrieger-Indogermanen —, die eine älter als die andere, oder sind beide gleich alt, jedoch also eine Spaltung schon von Anfang an stattgefunden hat? Was den zweiten Teil dieser Alternative betrifft, so hat man geglaubt, die indogermanische Urheimat im südrussischen Steppengebiet ansehen zu dürfen, dort habe sich dann auch die Spaltung in die zwei Hauptgruppen vollzogen. Tatsächlich begegnen wir dort einer nomadischen und einer bäuerlichen Kultur. Menghin hat aber nachgewiesen, daß die beiden Kulturen nicht ein und demselben Volkstum angehört haben, woraus also folgt, daß jene Gegenden nicht als Urheimat der Indogermanen betrachtet werden können.

Was wir von der nordischen Kultur wissen, entspricht vollkommen dem, was wir auf Grund der historischen und linguistischen Quellen auch vom bäuerlichen Indogermanentum wissen. Im übrigen darf aus dem Umstande, daß die Indogermanen für gewisse Dinge, die der nordischen Welt fehlen, ein „Schluß ex silentio“ nicht gezogen

werden; dies umso weniger, als derselbe durch Funde aus neuerer Zeit bereits zum Teil widerlegt ist. Jedenfalls kann die nordische Urheimat der Bauern-Indogermanen als gesichert betrachtet werden.

Bezüglich der Hirtenkrieger-Indogermanen läßt sich nach dem jüngsten Stande der Forschung sagen, daß nördlich vom Schwarzen Meere Kulturen aufgedeckt wurden, die zu Anfang schwächere, dann aber typische nordische Beziehungen aufweisen. Die Archäologie zeigt uns auch, auf welchem Wege das Indogermanentum hierher gekommen ist: auf einem älteren Wege über die Ukraine, auf einem

jüngeren und wichtigeren durch Zentralrussland. Das gegenseitige Altersverhältnis zwischen nordischer und nordpontischer Kultur gibt aber der ersteren die Priorität. Damit ist dann von selbst das bäuerliche nordische Indogermanentum mit seiner nordischen Urheimat als das urindogermanische, das hirtenkriegerische als das sekundäre Indogermanentum erwiesen.

Die bereits erwähnten indogermanischen Wander- und Erobererzüge und die durch die erfolgte Indogermanisierung weiter Gebiete Europas und Asiens und die Bildung indogermanischer Einzelsprachen und Sprachen,

Vor 20 Jahren.

Die Kriegslage in West und Ost Anfang September.

Von der strategischen Lage mußte der Frontsoldat im allgemeinen wenig oder nichts, und wenn er etwas darüber erfuhr, geschah es nach bestandenen Schlachten, jedoch die eine Frage ihn so oft bewegte: Warum? Warum müssen wir immerfort marschieren? Warum müssen wir von unserer Richtung abweichen? Warum fällt der angesagte Ruhetag aus? Warum müssen wir ... warum bekommen wir keine Nachrichten von zu Hause? — Dann erkannte der Frontsoldat, daß er nicht Spielball der Launen eines Vorgesetzten war, sondern daß alles, was man von ihm verlangte, aus Notwendigkeit und darum aus Zweckmäßigkeit geschah. Das festigte das Vertrauen, das Führer und Truppe verband, und wenn auch nach Soldatenart feste gemindert wurde, so geschah das doch nur zur Erleichterung des Herzens und um sich in eine Stimmung zu versetzen, die der Vaper mit „Hamur“ bezeichnet, und die man dann am besten Feind auslassen konnte, — falls man mit ihm zusammentraf.

Das Tempo des Vordringens in Feindesland und der einander folgenden Siege war in den ersten Wochen geradezu beispiellos. Der einzelne Mann, ob aktiver Soldat, Kriegerwilliger, Reservist oder Landwehrmann, marschierte und kämpfte inmitten dieses Geschehens, einer von vielen, ungenannt und unbekannt, und doch einer, der durch sein Dabeisein, sein Mitwirken Anteil an diesem Geschehen hatte.

Als die Siegesnachrichten aus dem Westen Schlag auf Schlag einander folgten, da war jeder stolz, der seinen eigenen Truppenverband nennen hörte, und die anderen brannten darauf, daß auch sie im Heeresbericht genannt wurden. Wir im Osten mußten zum Teil recht lange darauf warten, jedoch nach der anfänglichen Begeisterung schon eine gewisse Nervosität bei der Truppe entstand. Man marschierte und marschierte, ohne daß man Zweck und Ziel erkannte. Der dadurch aufgetragenen Stimmung habe ich am 24. August 1914 in einem Feldpostbrief an meine Frau Ausdruck gegeben:

„... Eigentlich hat man ja noch nichts erlebt — noch keinen Feind gesehen, ist nur immer wie verdröhnt hinterher gelaufen, wurde von der Bevölkerung im allgemeinen sehr freundlich aufgenommen, das ist alles, und das nennt sich „Krieg“. In Frankreich scheint es ja schon heißer hergegangen zu sein. Man hört so manches murren, doch weiß man nichts Genaues. Wir wissen nicht einmal, wohin wir marschieren, wer rechts und links von uns steht, ob wir etwas vor uns haben und wen, welche Aufgabe wir speziell haben. Nichts, nichts; auch der Major weiß das nicht! Morgens wird man um 1/4 Uhr geweckt, manchmal auch früher, und dann geht es los: heute sollen es Kosaken sein, morgen Tschiraken, übermorgen Kirgisen, denen wir die Störung der Nachtruhe zu verdanken haben, aber niemals kommt es. Nachgerade wird die Sache recht langweilig, die Vorgesetzten schnauzen herum und die Mannschaften werden gleichgültig. Das ist auch noch das Beste, denn erst muß einem alles „wurscht“ sein, bevor man die nötige Ruhe hat, um die Regeln pfeifen hören zu können. Wir sind jetzt schon über 100 Kilometer in Russland drin. Haben gekostet die Warschau-Wiener Bahn überschritten, die inzwischen in unseren Betrieb übergegangen ist, und werden nun weiter nach Osten marschieren. Tod ist in unseren Händen, hinter Tod alles ruhig. Angeblich haben die Russen schon Warschau geräumt. Nun, wir werden ja sehen!“

Und wir sahen! Ende August war die Lage im Osten folgende: Hindenburg hatte den Oberbefehl über die in Ostpreußen stehenden Kräfte übernommen, die gerade im Begriff waren, Ostpreußen dem Russen zu überlassen. Die Russen drückten auf der ganzen Front, die bis nach Galizien reichte, danach hatten zwei Divisionen über Lodz in Richtung Kalisch-Posen angelegt und weiter südlich vom Stützpunkt Brest-Litowsk aus zum Vormarsch über Lublin-Krasnik auf die galizische Nordgrenze starke Truppen ansetzen lassen. In Ostgalizien war die Grenze von ihnen schon überschritten.

Am 26./27. August kam dieser Vormarsch der Russen auf der ganzen Linie zum Stehen. Im Norden hatte Hindenburg bei Tannenberg den Feind vernichtend geschlagen, unsere schlesische Landwehr hatte östlich der Pilica erfolgreich gegen die auf Posen vorrückenden Divisionen gekämpft, mein Bataillon besonders bei Zelnia gegen die 5. russischen Ulanen, und der österreichische Heerführer Danil schlug die Russen bei Krasnik und warf sie auf Lublin zurück.

Nach der Schlacht bei Stallupönen war es das erste Mal, daß aus dem Osten große Erfolge von entscheidender Bedeutung gemeldet werden konnten. Wie stolz waren unsere Landsleute, daß nun auch von ihrem Kriegsschauplatz Siege gemeldet wurden. Daß dem Feinde nun keine Ruhe gelassen werden dürfte, war allen klar, darum wurden die folgenden Märsche frohen Mutes zurückgelegt.

Anfang September änderte sich das Bild. Im Westen hatte der Siegeszug unserer Truppen bis 40 Km. vor

bereits um die Mitte der Jungsteinzeit begonnen, waren im wesentlichen während der Bronzezeit, also im 2. Jahrtausend v. Chr., beendet. Die verschiedenen Mischkulturen, die sie im heutigen deutschen Sprachraum hervorgerufen haben, hier zu besprechen, liegt außerhalb des Zweckes meines Themas, nur weltgeschichtliches Geschehen, nicht kulturgeschichtliche Entwicklungen zu skizzieren. Jedenfalls kann man das damals in Skandinavien, Dänemark und im nördlichen Norddeutschland zurückgebliebene Volk bereits als Germanen bezeichnen.

Der jungsteinzeitliche Sturm- und Drangperiode in Mitteleuropa folgte die Bronzezeit. Sie war eine Zeit der Konsolidierung, der verhältnismäßigen Ruhe und Befriedigung. Das beweist der Mangel an Befestigungen und die Anlage von Varendepots. Die indogermanischen Eroberer erwiesen sich, wohin immer sie gelangten, als die Herrenvölker und riefen eine ganz einzigartige Blüte der Kultur ins Dasein. Mit dieser nordisch-germanischen Kultur der Bronzezeit konnte es keine der anderen Kulturen an klassisch schöner Formgebung und feinstem Geschmack aufnehmen.

Erst gegen Ende der Bronzezeit trat infolge der illyrischen Wanderungen eine neue Beunruhigung ein. Dennoch konnte sich die germanische Kultur behaupten, und sie brachte es sogar in einem neu entstandenen mitteleuropäischen Kulturkreis zu einer neuen kulturellen Höhe, die im einzelnen zu schildern ich mir hier wiederum verjagen muß. So blieb auch während der Frühzeit der germanische Kulturkreis im allgemeinen von der illyrischen Wanderung unberührt. Nur einige Randgruppen nahmen die neue (Hallstatt-)Kultur an, wie Nordwestdeutschland mit Hannover, Südostdeutschland mit Polen und Süddeutschland mit Österreich und den Sudetenländern.

In der folgenden Spätzeit fand dann der große Kelteneinbruch in die rheinischen und alpinen Länder statt, der zwar die Vernichtung der illyrischen Kultur in den Alpenländern zur Folge hatte, aber dem germanischen Kulturkreis sonst nichts anhaben konnte. Die Kelten selbst erlagen im letzten vorchristlichen Jahrhundert den Römern und wurden von diesen romanisiert. An dem Felsen germanischer Widerstandskraft sollte aber römischer Erobererwillen zerbrechen. Diefelbe ungeheure Lebensfülle war es, die dann die germanische Expansion nach Süden und Osten in die Wege leitete und die nach Zerstörung des römischen Reiches und nach Beendigung der zweiten großen germanischen Völkerwanderung in der Neuschaffung eines christlich-germanischen Weltreiches auch zu neuer Weltbedeutung gelangen sollte. Allein hier stehen wir schon außerhalb der germanischen Urgeschichte.

Deutsche Hausfrau, tu Deine Pflicht, die N. S. V. ruft Dich!

„Doll Vertrauen vorwärts“ gegen die Weltwirtschaftskrise.



Auf eine nicht alltägliche Art versucht man in Holland der Weltkriege und der allgemeinen Niedergeschlagenheit zu Leibe zu rücken. Es hat sich dort eine Bewegung gebildet, die unter dem Wahlspruch „Doll Vertrauen vorwärts!“ für eine Wiederbelebung des wirtschaftlichen Lebens eintritt. Zur Propagierung dieses Gedankens veranstaltete man in Rotterdam einen festlichen Umzug, bei dem die einzelnen Gewerbeten Hollands vertreten waren. Unser Bild zeigt die Käseträger aus Alkmaar im Festzug.



In jedes — auch in Dein Haus gehört ein

MENDE Typ 210

Das ist das richtige Gerät für den Rundfunk im Haus. Verblüffend ist die hohe Leistungsfähigkeit, die fabelhafte Trennschärfe und der herrliche Klang. Er besitzt alle Schikanen eines Groß-Empfängers wie: Allwellen-Sperrkreis, Tonblende, Lautstärkeregl., neuartige „abc“-Skala und wird in elegantem Nußbaumgehäuse geliefert. Seine Besitzer sind begeistert.

Bezugsquellen weist nach: Mende-Radio-Vertrieb Rheinland. Auslieferungslager Münster, Sonnenstraße 90.

Der Sinn des Schulsonntags und der Erziehungswoche.

Am 16. September ist in der Diözese Münster der diesjährige Schul- und Erziehungs- sonntag, der durch eine Erziehungswoche vorbereitet wird.

Welchen Sinn haben der Schul- und Erziehungs- sonntag und die Erziehungswoche, so werden manche fragen. Zunächst der Schul- und Erziehungs- sonntag. Was will er? Es ist eine schöne Sitten- und Erziehung, an einem Sonntag im Jahr die Eltern und Erzieher an ihre Aufgabe, an ihre Verantwortung, an ihre Berufung und ihre Würde zu erinnern. Die deutschen Bischöfe rufen in einem gemeinsamen Hirtenbriefe die Gläubigen auf, sich ihrer hohen Aufgabe bei der Betreuung und Erziehung der Jugend bewußt zu sein. Der Schulsonntag will Väter und Mütter daran erinnern, daß die Kinder Gottesgeschenke sind und daß der Herrgott von den Eltern Rechenschaft verlangt über die ihnen anvertrauten Kinder. Er soll die Erziehungsfreudigkeit wecken und die Eltern hinweisen auf die Pflichten in der Erziehung und auf das hohe Gut einer katholischen Schule. In diesem Jahre soll insbesondere am Schul- und Erziehungs- sonntag herausgestellt werden, daß es in der Erziehungswoche letztlich um religiöse Entscheidungen geht, in denen gerade von der Familie und durch die Familie Grund und Boden gelegt werden.

Und die Erziehungswoche soll diesen Gedanken des Schulsonntags noch vertiefen und erweitern. In Wort und Schrift will sie Eltern und Erzieher für ihr verantwortungsvolles Amt schulen und sie fähig und bereit machen, ihre Aufgabe zu erfüllen.

Die Erziehungswoche soll aber auch die Eltern hinweisen auf ihren Dienst als lebendige Glieder am mystischen Leib Christi, auf den Dienst, der durch die Erziehungsarbeit, die die Eltern zu leisten haben, zu einem unmittelbaren geistigen Bauen und Segen wird. „Was ist durch Gebet und Opfer, durch ihr Wort und Beispiel in das Kinderherz eingeht, das sät sie auf den Acker des göttlichen Sämannes, das pflanzen sie in ein Zweiglein des wahren Weinstocks. Durch sie und ihr Wirken wächst dieses Zweiglein wie ein gut gewarterter, rechtzeitig beschneider, sorgfältig der Sonne ausgesetzter und immer wieder von freier Bräut befruchteter Rebsweig und bringt, nicht aus der Kraft der Eltern, sondern aus dem Gnadenfakt des Weinstocks, aber doch das Ergebnis der treuen Wartung und Pflege der Eltern, seine Frucht zur rechten Zeit.“

Wo das Familienleben aus Gott und für Gott gestaltet und geformt ist, da ist auch der Wurzelboden für eine christliche Erziehung.

Fassen so die Eltern ihre Aufgabe und ihre Verantwortung auf, dann erfüllen sie auch in bester Weise ihre Pflichten gegenüber Volk und Nation. Wenn Kinder aus diesen Gedankengängen heraus erzogen werden, wenn Familien dies Gedankengut den Kindern mitgeben, wenn das Ziel der ganzen Erziehung der selbstlose, pflichtbewusste, charakterfeste, das Allgemeinwohl über das Einzelwohl setzende Mensch ist, der für alle die Tugenden sich Gott gegenüber für eine ganze Ewigkeit verpflichtet fühlt, dann erwachsen dem Staate Persönlichkeiten heran, auf die er sich verlassen kann, die in der Not nicht weniger treu als in guten Tagen sind, ja, die um Gottes Willen bereit sind zur Hingabe jeglichen Opfers, wenn es verlangt wird.

In diesem Sinne soll der Schul- und Erziehungs- sonntag, soll die Erziehungswoche in den Eltern Kräfte wecken und ihnen Ziele setzen, die der Familie und der Kirche, Gemeinde, Volk und Staat in gleicher Weise nützen. Möchte auch vom diesjährigen Schul- und Erziehungs- sonntag ein reicher Segen ausgehen.

Die Beverger Kirche soll erweitert werden.

Δ Bevergern, 8. September.

Die seit längerer Zeit betriebenen Bestrebungen, unsere, der spätgotischen Zeit entstammende Pfarrkirche zu erweitern, sind jetzt dadurch in ein neues, positives Stadium getreten, das jetzt eine Sammlung für diesen Zweck eingeleitet ist. Man darf wohl das Vertrauen auf den Kirchenvorstand setzen, daß die geplante Erweiterung auch unter allen Umständen mit den Gegebenen des Denkmalschutzes und unter Beachtung mit dem Provinzial- konservator in Münster Hand in Hand geht. Denn die Erweiterungsarbeiten sind bei unserer Kirche wirklich nicht leicht zu lösen. Vor allem muß unbedingt Wert darauf gelegt werden, daß die Kirche auch ihre bisherige Traulichkeit behält, die ihr vornehmlich durch den mächtigen Barockaltar und die sonstige Ausstattung gegeben werden. Bei dieser Gelegenheit möchten wir es uns nicht verlagern, auf drei Besonderheiten unserer Kirche hinzuweisen: zunächst der Turm, der im Jahre 1696 durch Steine der niedergelegten frühneuzeitlichen Burg Bevergern ersetzt wurde und bei dieser Gelegenheit die fällige Barockhaube erhielt, die gleichzeitig den gotischen Charakter der Kirche so trefflich zu wahren versteht, dann auf ein kleines gotisches Relief an der Nordseite des

Chores mit Kreuz und Wappenstein und schließlich auf ein 1,60 : 1,30 m großes Tafelgemälde an der Nordseite des Chores, das die Auferweckung des Lazarus und im Hintergrund die alte Burg Bevergern zeigt, die einzige Ansicht, die u. a. von dieser mächtigen Burg besteht. Es erinnert in seiner Anlage an eine ähnliche Darstellung im Dome zu Münster und ist das Werk des Münster- malers Hermann von Ring (1521-1599). Wie es heißt, ist es das Botengemälde zweier münsterischer Ritters, Klettenberg und Galen, des Baters des schwertge- waltigen Fürstbischofs Christoph Bernhard, die wegen Ermordung eines anderen Adligen, eines Ritters von Morrien, in der sogenannten „Bruderschaft“, auf der Burg Bevergern eine Reihe von Jahren gefangen gehalten wurden.

Sonntag Beginn des 6. West- deutschen Segelflugwettbewerbs in den Borkenbergen.

Δ Fliegerlager Borkenberge, 8. September.

Die Vorbereitungen zum 6. Westdeutschen Segelflug- wettbewerb, der vom 9. bis 16. September in den Borken- bergen stattfindet, sind nunmehr abgeschlossen. Es liegt folgendes Meldeergebnis vor:

Gruppe Ia (offen für A-Flieger): 13 Flugzeuge mit 155 Piloten.

Gruppe Ib (offen für B-Flieger): 13 Flugzeuge mit 129 Piloten.

Gruppe II (offen für Flieger mit C-Prüfung und amtlicher C-Prüfung): 6 Flugzeuge mit 35 Piloten.

Gruppe III (offen für Segelflieger mit Startgeneh- migung für Winden- und Flugschlepp): 11 Flugzeuge mit 23 Piloten.

Der Wettbewerb beginnt Sonntag, den 9. September, vormittags 11 Uhr. Vorher findet um 9 Uhr die feier- liche Eröffnung mit Flaggenhissung und Ansprache des Führers der Untergruppe 16, P. Biermann, statt. Nam- hafte Vertreter des Luftsports werden erwartet. Auch die Führer der Fliegergruppen Rheinland und West- falen, die Landesgruppenführer Laumann und Siebler, werden erscheinen.

An allen Tagen wird gleichmäßig starker Wettbe- werbsbetrieb herrschen, da dieser in den Borkenbergen von den Witterungsverhältnissen unabhängig ist. Für die kom- mende Woche wird schönes Herbstwetter erwartet. Die Eintrittspreise sind möglichst niedrig gehalten, um jedem Volksgenossen den Besuch zu ermöglichen: Erwachsene 0,40 RM., Kinder 0,20 RM., Schüler in gelbeschilder- ten Schulklassen 0,10 RM., ordentliche und fördernde Mit- glieder des Deutschen Luftsportverbandes 0,20 RM., Dauerkarte 1,50 RM.

Alle Flüge, die auf den in der Nähe des Flugge- ländes liegenden Bahnhöfen Sothen, Dülmen und Lün- dinghausen fallen, haben während des Wettbewerbs Autobusanschluss zum Fliegerlager. Darüber hinaus ha- ben die Fliegergruppen durchgehenden Autobusverbin- dungen von ihrem Heimort zu den Borkenbergen ge- schaffen, die in der Lokalpresse bekannt gemacht werden.

Die Arbeit der Segelflieger ist im allgemeinen der Öffentlichkeit entzogen, da sie sich in der Werkstatt und auf einsamen Fluggeländen vollzieht, beim Wettbewerb aber wird auch den Stadtern und allen Freunden des

Segelflugsports Gelegenheit geboten, sich von dieser Ar- beit ein anschauliches Bild zu machen. Möge die Veran- staltung dem Flugsport neue Freunde gewinnen.

Δ Telgte, 8. Sept. Glück im Unglück hatten die Ins-assen eines Autos, das auf der Fahrt nach Telgte be- griffen war. In hohem Tempo löste sich plötzlich das rechte Hinterrad vom Wagen. Wie durch ein Wunder kamen die Insassen unverletzt davon. Das Rad rollte noch ungefähr 150 Meter weiter.

Δ Nottuln, 8. Sept. Tödlicher Zusammenstoß zweier Radfahrer. In den Dettler Bergen stießen mehrere Rad- fahrer in der Dunkelheit zusammen. Dabei wurde einer der Radfahrer, ein gewisser Brüllmann aus dem be- nachbarten Bielefeld, so unglücklich zu Boden geworfen, daß er einen schweren Schädelbruch erlitt, der seinen Tod zur Folge hatte.

Δ Dölsberg, 8. Sept. Anlegung eines Umschlaghafens. Unweit des alten Hauses Haaren, einer ehemaligen Wä- serburg an der Lippe, in dessen Nähe der Lippe-Seiten- kanal einstmals seinen östlichen Abfluß hat, hat man jetzt damit begonnen, einen Umschlaghafen zu bauen. Gelbbahnen schaffen das ausgehobene Erdreich fort, und große Spundbohlen werden durch einen Preßlufthammer in den Boden gerammt.

Δ Neubeckum, 8. Sept. Verkehrsunfall mit töd- lichem Ausgang. In Neubeckum ereignete sich gestern ein Verkehrsunfall, der einem 4-jährigen Jungen das Leben kostete. Die Tochter des Bauern Detert hatten mit ihrem 4-jährigen Neffen einen Wagen bestiegen. Beim Anfa- hen schaute das Pferd und machte eine scharfe Links- wendung. Durch den plötzlichen Stoß wurden die Kinder aus dem Wagen geschleudert, wobei der kleine Junge unter die Räder geriet. Er wurde 30 Meter mitge- schleift und konnte nur noch als Leiche unter dem Wagen hervorgezogen werden. Die eine Tochter flog in hohem Bogen aus dem Wagen und erlitt nicht unerhebliche Verletzungen.

Münsterischer Marktbericht.

Δ Münster, 8. Septbr.

Der Wochenmarkt erfreute sich eines lebhaften Be- suches, und da auch die Zufuhr sehr reichlich war, blieben die guten Geschäfte nicht aus. Besonders stark war der Zulpruch zum Obstmarkt. Bei den Eiern- und Butter- händlern bezahlte man für Deutsche Landbutter 1,30 u. 1,35, Deutsche feine Molkebutter 1,45, Deutsche Marken- 1,50 Mt., Landeier 10, standardisierte Eier mit dem Stempel A 10%, B 10, C 9, D 8 und S 11 Pfg. Der Gemüsemarkt notierte folgende Preise: Spinat 10, Sten- gelrüben 10, Kopfsalat 5 u. 8, Wirsing 15, Rotkohl 15, Weißkohl 10 u. 15, Rosenkohl 25, Grüne Bohnen 25 u. 30, Wachsbohnen 30, Stangenbohnen 10-20, Erbsen 30-40, Kohlrabi 10-20, Radieschen 5, Meerrettich 15-25, Sellerie 10-20, Rettich 10, Rote Bete 10, Zwiebeln 20, Johannisbeeren 10, Schalotten 20, Perlzwiebeln 25, Wurzel je Bündchen 10 oder 2 zu 15, Cinnamagurken 30 oder 100 Stück 60-100, Blumenkohl 20-55, Schlangengurken 15-30 und Tomaten 10-20 Pfg. Auf dem Obst- markt wurden folgende Preise ermittelt: Apfel 15-25, Birnen 10-30, Pflaumen 10 u. 15, frische Walnüsse 35 und 40, Preiselbeeren 30 u. 35, Pfirsiche 30-45, Wein- trauben 10-55 und Brombeeren 25 Pfg.



wo deutsche Familien ihren Feier- abend genießen, da ist ein „SEIBT“- Rundfunkgerät ihr bester Freund. Der Vermittler für alle Wünsche an den Aether ist der „SEIBT“- Reichssuper mit der SKALA der NATIONEN (Länderautomat).

Typ REICHS-SUPER VIERRÖHREN-SUPERHET im schönen Edelholzgehäuse Preis f. Wechselstrom mit Röhren RM. 333,- Jeder Händler führt ihn unverbindlich vor!

vitaminreich, gesund, milde, durch seinen Gehalt an konzentriertem Zitronen-Saft zuträglich auch für empfindliche Personen. Würzig und pikant, für alle Zwecke geeignet.

Eine Originalflasche zu RM. 0,60 ergibt etwa 2 Liter feinsten Gesundheits-Essig. Erhältlich in den Heintz-Hill-A.-G. Geschäften.

Haben Sie schon bedacht 1. Welche Kosten Ihnen durch einen Sterbefall entstehen? 2. Wie sich Ihre alten Tage gestalten werden? 3. Die Kosten für die Ausbildung oder Aussteuer Ihrer Kinder?

Manche Sorgen erleichtert Ihnen eine Versicherung bei der bekannt billigen und bestempfohlenen „Leo“ Volks- u. Lebensversicherungsbank G. Bezirksdirektion Münster i. W., Achtermannstraße 4. Telefon 25895.

Volkswohl
die billige Privatkassette
Die ganze Familie (Mann, Frau, Kind)
versichern wir in Gruppe 1b
für monatl. RM. 5.60
und vergüten hierbei Behandlungskosten, Arzneien, Zahnfüllungen, klein. Heilmittel, Bestrahlungen, Krankenhauskosten, Operationen, Geburtshilfe, Sterbegeld.
Drucksachen kostenlos und unverbindlich durch die Bezirksdirektion d. Deutschen Mittelstands- Krankenkasse „Volkswohl“, Rudolf Soeding, Münster i. W., Junkerstraße 21. Ruf 224 93.
Freie Wahl zwischen Ärzten und Heilkundigen! Vertreter allerorts gesucht.

Verreist vom 9.-24. Sept.
Dr. F. Wesener, Frauenarzt,
Münster i. W.
Vertreter, auch in der Klinik, Herr Dr. Moll.

Von der Reise zurück
Dr. K. Wolters, Frauenarzt,
Rheine i. Westf.

Hotel-Restaurant Küpper-Fechtrup
Münster i. W., Fernruf 20390
bringt seine **Gesellschaftsräume** in empfehlende Erinnerung

Olsberg-Öfen
DEUTSCHE WERTARBEIT

Schon für RM. 32,-
Spezial-Rad mit Freil., Rücktritts- Bremse, Fördern Sie d. Rad 34, er bringt bill. u. gute Rad. in Chrom. Le., dir. an Priv. E. & P. Stricker, Bielefeld 131

Franz Peters
WASCHFABRIK
Münster i. W., Clemensstr. 9
Aussteuer-Wäsche Betten - Steppdecken Oberhemden nach Maß gut und preiswert. [47L1]

Ein Zuschneidekursus
bietet jeder Schneiderin die sich um eine Stelle bewerben, oder auch ein eigenes Geschäft gründen will, größte Vorteile. Die Ausgaben hierfür machen sich immer bezahlt. Unser nächster Kursus beginnt am Dienstag, den 2. Oktober 1934. (Schülerkarten für Auswärtige). [47L5]

Geschw. Müller, Zuschneide- schule,
Münster i. Westf., Windthorststraße 16.

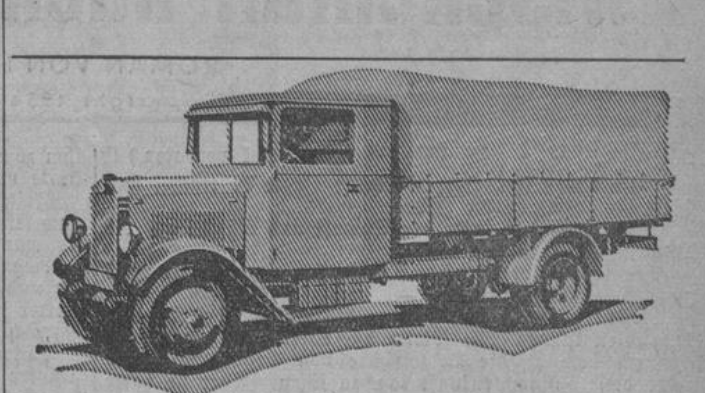
Wir machen es Ihnen möglich, für wenig Geld Ihr Heim behaglich und schön zu gestalten durch
Teppiche - Läufer Gardinen u. Dekorationen
aus dem **Teppichhaus Jeggle**
Münster i. W. Salzstr. 24.

Sächsische Bettfedern
Fabrik Paul Hoyer, Delitzsch 43
Provinz Sachsen, Heerstraße 4, sendet Ihnen nur allerbeste, streng reelle Qualitäten.
Bettfedern bedeutend billiger zu Fabrikpreisen. Prüfen Sie selbst und verlangen Sie Proben und Preisliste umsonst und portofrei.
Anahme von Bedarfsdeckungsstellen.

Echfe Daunesteppdecken
Ca. 20 000 RM. Baukosten erstellig
werden von plinkt. u. leistungsfäh. Hinsachler a. Neu- bau eines Wohn- u. Geschäftshauses gerichtet. Bau- grundstück u. Geschäftseinrichtungsschichten sind vorhanden. Auf Wunsch kann nach 2 Jahren die Hälfte des Be- trages zurückgezahlt werden. Interessenten wollen ihre Adresse unter Nr. 365 bei C. Müller, Stadthofen od. an die Ums.-Verw. der Zeno, Münster abgeben. [47L10]

Rein- gewinne
von durchschnittlich 58% bis 75% sind in den Zuchtjahren 1930/31 bis 1933/34 von unseren Mitgliedern erzielt worden.

Wollen Sie sich auch beteiligen?
Wir züchten **Edelpelztiere in Pension**
Alles Wissenswerte zeigt Ihnen unsere 68 Seiten starke, reich illustrierte Druckschrift T 148 „Gewinnbringende Edelpelztierzucht“, die wir Ihnen auf schriftliche Anforderung hin kostenlos und unverbindlich zustellen.
Schreiben Sie bitte sofort an **GEMEINSAME EDELPELTIER-ZUCHT** E. V.
Abteilung Tbi. BERLIN N24, FRIEDRICHSTRASSE 136



Der Henschel-Lastkraftwagen
mit dem **Lanova-Diesel-Motor**
das wirtschaftlichste Fahrzeug der Gegenwart, von 2½ Ton., an lieferbar
Generalvertreter **Heinrich Röer, Münster i. W.**, Bremer Straße 42-56. Telefon 417 65.

Pianos
eigenes Fabrikat, daher ohne Zwischenhandel u. sehr preis- wert. Günstige Zahlungsbed.
Klavierhandels-gesellsch. m. b. H.
Münster i. W., Hiltnerstraße 6, Fernruf 25 179.

Kunststaperei und Teppich- Reparaturwerkstatt
Inh. Frau M. Vetter.
Münster, Ludgerstraße 24. [47L18]
Telefon 23 421.

Boraglich erhaltenes Ibach-Piano
(Schwarz) auch mit eingebaut. „Piano- (Selbsttastatur) zu spielen, da- mit zu verkaufen. [47L33]
Eingen. Eins. Langschmidtweg 1.

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT

WESTFÄLISCHE ERDE

Flaches Land. Grüne Weiden, von dunklen Knicks umsäumt. Brüllendes Vieh. Einsame Heide, in der Machandelbüsche wie dicke Ausrufungszeichen stehen. Insektengesumm. Glucksendes Moor. Bruchland, in dem wie vor Jahrtausenden wilde Pferde leben. Die Wapentiere des Landes, dem das Pferd ein heiliges Tier war. Einsame Höfe neben dichtem Bauernwald, unter dessen Blätterdach Jahrtausendalte Grabhügel liegen. Abseits vom Wege oft, den einsamen Wanderer mit unerwarteter Schönheit überraschend, verträumte Burgen, deren altes Gemäuer in grünem, algenbedecktem Wasser sich spiegelt. Oder, höher hinauf, da wo die in vielen Bogen sich windende Ems neben den Wassern des von flott fahrenden Schiffen belebten Dortmund-Ems-Kanals hinfließt, einsame Katen, deren Bewohner, weniger wohlhabend als die Hofbauern des übrigen Münsterlandes, vom Torfstich leben. Und darüber ein Himmel, der nicht nötig hat weiße Wölkchen wie Fahnen der Freude an sein blaues Kleid zu stecken, der auch im grauen Regenkleid erträglich ist und erst im Sturmgewand gewalttätiger Gewitter seine ganze Schönheit zeigt.

Abends steigen aus dem Boden dieses Landes dicke Nebel auf, und alles Licht geht nach innen. Dann werden Worte der Bibel laut. Wuchtig wie die Findlinge aus dem Boden dieses Landes steigen, steigen ihre Worte auf. Und wie vor Jahrtausenden die Bewohner dieses Landes auf unbehauenen Steinen ihre Opfer brachten, voll Scheu, die von Gott gegebene Form zu ändern, so nehmen sie heute die Worte auf, die sie lesen. Ohne an ihnen zu drehen und zu deuteln, suchen sie den einfachen gottgewollten Sinn in ihnen. Schwer grübeln die Bewohner dieses Landes oft über die letzten Dinge. Es muß schon helle Sonne scheinen, um sie frei zu machen für Gedanken der Freude, daß sie wie eine Flamme emporschlägt zum Himmel und alles verzehrt. Dann streben urplötzlich hohe Dome empor, die in der flachen Landschaft doppelt hoch erscheinen.

Oder es wächst eine Stadt aus diesem Boden: Klar und reich in ihren Formen, kühn in ihrer Gebärde, bereit, immer wieder den Stolz ihrer Erbauer zu künden und ihre Lust am Werk. Mit den Gewölben und Bogen des alten Prinzipalmarktes, dem herrlichen Rathaus, den grünbedachten Türmen des Domes, dessen Gemäuer im letzten Jahre aufgefrischt wurde, der himmelhohen Lambertikirche. Der stumpfe, von kühnem Spitzenfries überzackte Turm der Ueberwasserkirche ist schon ein klares Bekenntnis zu Münster, der Stadt, die nur einmal ist und die Norddeutschlands schönste Stadt sich nennen darf. Im Schatten ihrer Türme, abseits von den erhabenen Fronten ihrer repräsentativen Gebäude die kleinen Merkwürdigkeiten und Sonderlichkeiten der Stadt und des Blutes, das sie durchpulst. Da steht, von humorvoller gütiger Hand geformt, der Kiepenkerl, Wahrzeichen der Händler, die einst die Produkte des Landes von Dorf zu Dorf trugen. Im Zoo, lebendig wie je, Professor Landois, der wie ein Pharao am Nil sein Denkmal selbst in Auftrag gab und, grausiges Fanal durch vier Jahrhunderte: Erinnerung an die von religiösem Fanatismus durchlebte Wiedertäuferzeit.

Andere Bilder, hellere Töne aus diesem Land. Berge steigen auf, von Burgen gekrönt, von Wäldern umwagt, umrauscht von klaren Flüssen. Holzschlag klingt, Meiler rauchen, frohe Stimmen sind beieinander. Beweglichkeit. Schroffe Felsen, denen die Natur die

Form hockender Frauen und drohender Fäuste geben mußte, um die Menschen hinzulenken auf den Geist jenseits des Begreifens, Menschen, die der Winter vom Ofen fort durch schneeüberhangene Tannenwälder treibt. Auf Skiern gleitend oder hinter flinken Pferden und bimmelnden Glöckchen im Schlitten

und die Kraft, Hämmer zu treiben. Teich an Teich staut sich talwärts schießendes Wasser zwischen den Bergen des Sauerlandes, und Tal bei Tal ist erfüllt vom hellen Pochen der Fallhämmer, unter denen der heimatlische Stahl zu Schaufeln und Gabeln, Hacken und Hämmern ausgeschmiedet wird.

sich die Kraft eines Bodens, der sein Inneres bloßlegt um den Preis äußerer Verwandlung, für die der Mensch sich verantwortlich fühlt, der doch selbst nur Werkzeug ist in der Hand dessen, der diesen Boden schuf. Dieser Hand, die das Wasser gab zu großen Seen, auf denen weiße Segel vor dem Winde sich blähen und den Wind, der den Sand des Landes austrocknet, daß nur struppiges Heidekraut darauf gedeihen möchte. Der gleiche Wind, der den Rauch hoher Schloten vor sich herreibt, daß der Himmel sich verfinstert. Hoch und um-



Der Schäfer

Phot.: E. Lenschen, Dortmund

OBEND

Nu äß de Welt sau müskenstill,
kein Vuogel fluött, kein Windken geiht;
dat Wölkken dat da buoben steiht
süht ut as op et schlopen well.

Ein Stöckken knackt. Em haugen Holt
verhöllt ein Reh un lustert hal;
de Sunne föllt ganz sacht to dal
un äß sau-raut as nigget Gold.

De Welt äß mäu. Dat Dorp im Grund
hedd all Latüchten angemakt;
as häddet sik to Bedd gelaggt,
deckt et sik tau met grisem Dunst.

Erich Grisar.

sitzend. Fröhlichkeit in der Seele, die an vielen Bildern sich satt sah; denn der Sauerländer ist kein Stubenhocker. Früh schon treibt es ihn aus dem Hause. Mit breiten Schultern trägt er seit Jahrhunderten die aus heimatlchem Erz geschmiedeten Werkzeuge in die Welt. Ware, in anderen Gegenden des Landes gewebt und gewirkt, geschnitzt und gebastelt, vertreibt der Winterberger, der auf unergiebigem Boden zu Hause ist, aber sich nicht bescheiden will mit dem Wenigen, das auf diesem Boden gedeiht. Und dennoch ist dieser Boden reich. Er gibt das Erz, Werkzeuge zu schmieden, er gibt das Holz, Feuer anzufachen

Aber die Schmiede des Landes, die große Werkstatt dieses Bodens, liegt nicht hier im Idyll grüner Wälder und Berge. Sie liegt auch nicht im flachen Münsterland, das die Heimat des Grienkenschmiedes ist, dem Vulkan der Vorzeit. Gewalttätiger ist die neue Schmiede Vulkans. Größer ist seine Kraft, höher überragen seine Essen das Tal, das im Norden begrenzt wird vom Flußlauf der Lippe und im Süden von den Wassern der Ruhr. Da rauchen die Schloten und drehen die Räder sich in den Fabriken. Da zittert der Boden vom Niederfall mächtiger Bären und lohnen die Flammen-machtvoller Gluttürme. Hier ballt

spannend ist dieser Himmel, unter dem die Menschen dieses Landes und dieses Bodens wohnen. Dieses Bodens, dem alle Westfalen, ob sie in den Bergen des Sauerlandes oder im Münsterlande zu Hause sind, ob sie in den Fabriken und Zechen des Industriegebietes sich mühen oder auf den Kanälen des Landes gleichmütig ihre Pflicht tun, in gleicher Weise verhaftet sind, und die, ob sie nun hier geboren, oder erst als Erwachsene hier Wurzel schlugen, mit gleichem Stolz bekennen, daß der Boden, der sie trägt: Westfälische Erde heißt.

G.

DAS

Schulz-Kampfschenkel

Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

XI.

Es ist ein phantastischer Anblick, wie die schweißglänzenden Leiber der Neger gleich nährlich tanzen den Waldschreien im roten, lodenden Fackelschein vor der düsteren Dschungelstille umherzupringen und nahezu lautlos, nur mit zerdrückten Flüssen und kurzen Zurufen gegen die Uebermacht der kleinsten, wildesten Räuber ihrer Wälder kämpfen. Das ganze Lager ist ja in Aufruhr. Im großen Vogelfläß flattert es mit dumpfem Anprallen gegen die Wände, denn der Boden ist bedeckt von auschwärmenden Kolonnen. Ein überfallener Frankolin hat sich, an vielen Stellen blutend, in die Wassertümpel geflüchtet, in der unzähligen Treiber ertrunken schwimmen. Ein paar Vögel liegen in den Ecken unter wimmelnden Bergen und geben nur schwache Lebenszeichen von sich, andere sind schon ermordet — und dabei fliegen unaufhörlich neue Schlachtreihen hinzu. Mit Windeseile ziehen die Boys um das Zelt und die Käfige schmale, steilwandige Gräben, deren Seiten die Ameisen bei der sandigen, trocknen Beschaffenheit des Erdbereichs nicht leicht zu erklettern vermögen. Neue brennende Grenzmauern, weitere Gräben werden gezogen, bis es allmählich gelingt, die andrängenden Heere in andere Richtungen, um das Lager herum zu lenken. Die eingedrungenen werden erbarmungslos vernichtet, und nach jeder mehr als zwei Stunden aufregenden, nächtlichen Kämpfe können wir endlich daran denken, etwas Atem zu schöpfen.

Es ist noch ein Glück, daß die übrigen Käfige und Gehege verschont blieben. Ich lasse ein großes Feuer in der Mitte des Lagers entzünden und bestimme einen der Boys für den Rest der Nacht als Wächter, damit die Raubkarawanen ihren Ueberfall nicht ungehindert wiederholen können. An Schlaf ist trotzdem nicht mehr richtig zu denken; der Palaverstoff, wie der Massa vorhin seine Kleider vom Leib riß und in den großen Stiefeln herumtobte, ist doch so herrlich und unerlöschlich, daß das gedämpfte Geschwätz der schwarzen Tradanten am Feuer noch Stunden um Stunden in meinen von wilden Träumen gerissenen Halbschlaf fließt.

Ameisen und Termiten, das sind in der Welt der Insekten die Beherrscher der liberianischen Wälder, wo sie dem Wanderer in unerlöschlicher Zahl und mannigfacher Gestalt auf Schritt und Tritt entgegenreten, wenn er gelernt hat, ihre verborgenen Zeichen und Wege zu sehen. Und wie Wirkung und Widerwirkung fast überall in der Natur zusammenstehen, leben in dieser Wildnis auch wunderbare Geschöpfe aus der Klasse der Säuger, deren äußerer und innerer Körperbau sie befähigt und zugleich zwingt, weiter nichts als Termiten und Ameisen zu fressen. Es gibt kaum ein warmblütiges Geschöpf, das mir jemals absonderlicher erschien, als das Baumshuppentier des Guinea-Waldes. An Größe — roh gesagt — einer mittleren Kage vergleichbar, ist es von seinem kleinen und länglichen, pyramidenförmigen Köpfchen über dem gestreckten, beim Laufen bucklig gewölbten Rumpf bis zum Ende des langen und breiten, von kräftigen Muskeln durchsetzten Schwanzes von einem harten Panzerkleid daumengroßer Hornschuppen gleich einem Tannenzapfen bedeckt, so daß man beim ersten Anblick seiner abenteuerlichen Gestalt, nachdem es bedächtig die aufgerollte Schreckstellung verlassen hat und nun, ähnlich dem Känguruh, auf Schwanz und Hinterbeine gestützt, mit halb aufrechtem Oberkörper und angezogenen Armen schnuppernd und aus pechschwarzen Knopfaugen lächelnd hin und her schaut, glauben möchte, ein wiedererstandenes Fossil aus dem Gestein der Saurier vor sich zu haben.

Nächtlich und einzeln lebend zieht das Schuppentier als geschickter, doch behäbiger Kletterer durch die Wipfel der Bäume, menschlichen Blicken unsichtbar und auf ewiger Suche nach den Nestern seiner Beute. Zuweilen kommt es herab auf die Erde, so daß es gesehen kann, daß Neger, die in der Abenddämmerung ihrem heimatischen Dorf zuwandern, plötzlich vor sich einen buckligen Schatten eilig wachsend den Waldpfad überqueren sehen. Wie eine Meute Hunde stürzen sie sich darauf, denn meat ist meat, und wenn sie es noch erschaffen, bevor es im Dickicht entwand, so tragen sie nun unter dem Arm eine iegelartig zusammengerollte, schuppenstarrende lebende Kugel heimwärts, deren ganzer Widerstand in erbostem Fauchen und ingrimmigem Auspressen all ihres überstinkenden Harns besteht.

So komme ich zu meinem zweiten Schuppentier, von dem ich erzählte, daß es der Bote meines graubärtigen Freundes, des alten Häuptlings aus dem Bassaland, mit den seltenen Kallenvögeln brachte. Das erste war mir

schon in Monrovia in der dritten oder vierten Nacht davon gelaufen. Aber auch mit diesem sollte die Freude nicht lange dauern, obwohl es munter Termiten fraß, und ich mich schon in der Hoffnung wiegte, die wertvolle Beute für längere Studien am Leben erhalten zu können. Es starb zwar nicht, und es brach auch nicht aus. Es ging unter so unerschämten Begleitumständen durch die Lappen, daß man den Kriminalfall — er geschah vor zwei Tagen — hier doch erzählen sollte.

Es war früh am Morgen. Ich hatte in der Nacht mit der Lampe gepircht und lag noch mit totfaulen Gebeinen dösend unter dem Moskitonez. Vor dem Zelt war seit einer Weile ein gedämpftes Palaver, das mich fürchterlich ärgerte, doch war ich noch nicht genügend erwacht, um ein Nachwort zu brüllen. Auf einmal tat sich der Eingang für einen Spalt auseinander, und Tingweh kam auf den Zehenspitzen herein, um zu sehen, ob ich schlief. „Massa“, flüsterte er; „what too hell is the matter“, grunzte ich blinzeln. Ein großes Palaver wäre draußen im Lager. — Ja, das hörte ich, und ich würde gleich mal dazwischenfunken, wenn es nicht aufhörte, — und dabei schielte ich nach der Vogelflinte, die neben dem Bett stand. — Es wäre aber ein big, big Palaver, be-

Als ich zum Frühstück heraustrat, rief ich den Tierwärtterboy und sagte, er solle das Schuppentier holen, damit ich, wie alle Tage, seine Fütterung überwachen konnte; es war nämlich schon so etwas wie jähm, rollte sich, auf die Erde gesetzt, bald auseinander und fraß das Termitenvolk aus den Bauten, die wir vor seiner Kasse zertrümmerten. Da kam nun der Mann mit einem Gesicht, so lang wie der Tag vor Johanni, und meldete, der ant-eater wäre verschunden. Sein Käfig war unverletzt. Nur das Drahtgeflecht an einer Seite deutlich mit einem Messer zerschnitten. Dieser elende Kleiderdieb! Hatte er also auch mein schönes Schuppentier mitgenommen. Momo und wer sonst im Lager war, kam heran und besah den Schaden. „He take him for chop“, sagte Tingweh; „this meat be sweet?“, ergänzte Momo. Es war, um die kalte Wut zu bekommen. Stahl so ein Kerl erst seinen Stammesgenossen die kümmerliche Garderobe und nahm dann noch eins meiner kostbarsten Tiere, von dem die Götter allein wissen, ob ich die Art jemals wiederbekomme — um es im Busch zu braten und als Weggehrung aufzufressen. Dieser letzte Gedanke war geradezu haarsträubend, wenn man es recht überlegte. Ich bekam eine Stimmung, daß die Boys mich schon von der

urteilen und aus der town zu jagen, damit ihm das Wiedererscheinen in dieser Gegend verleidet wäre. Die andern waren der gleichen Ansicht und sagten, ich müßte mich damit einverstanden erklären, weil in meinem Lager der Diebstahl geschehen wäre. Ich fand, eine gute Tracht Prügel könnte dem Lügner nichts schaden, doch sollten sie es bei einem Duzend statt fünfundsiebzig bewenden lassen. In Gedanken an mein Schuppentier fiel mir dieser Vorstoß gar nicht so leicht.

Nun ging alles sehr schnell. In großartiger Prozession wurde der Delinquent auf den Dorfplatz geführt, wo schon ein Kerl wie ein Baum mit bieder Peltische erwartungsvoll grinsend bereitstand. Ich glaube, er hätte nicht viel von dem armen Dieb übrig gelassen. Ich veranlaßte deshalb den Häuptling, die Sache meinem weniger athletischen Sonny zu übertragen, der sich unter Aufsicht einiger eifriger Jünglinge mit Hingabe der Vollstreckung dieser Urwaldjustiz entledigte. Das Opfer warf sich dabei auf den Boden und blieb vor lauter Scham oder Angst noch ein paar Stunden liegen, ohne daß sich indessen ein Mensch aus dem Dorf weiter um ihn gekümmert hätte. Nachmittags war er auf einmal verschwunden und wurde in den nächsten Wochen in dieser Gegend nicht wieder gesehen. Momo und die andern meinten später, das wollten sie ihm aber auch nicht geraten haben.

Sorgen im Tierlager und zwei Jagden.

Die kostbare Zeit schmolz hin wie Schnee an der Sonne. Das Tierfängertier war inzwischen leidlich angewachsen, aber doch nicht in dem Maß, wie ich mir wünschte. Immerhin hielt es mich so in Atem, daß die Suche nach dem grünen Stummelfaß schon seit Wochen ruhen mußte. Es war, um aus der Haut zu fahren. Denn als ich eines Abends die feierliche Flaggenparade abnahm, erschienen vor dem Lagereingang zwei fremde Männer, die sich offensichtlich erst nach schweren Bedenken überwandern, in dies kriegerische Gatter einzutreten, und überreichten mir durch Momo einen schmutzigen, zerkrümelten Brief — „an den Weißen Mann in Breppooka“, in dem in einem Englisch von wilder Orthographie zu lesen stand, daß der Schreiber Häuptling in einem Dorf einen kleinen Tagesmarsch von hier sei, daß er mir morgen ein paar gefangene Tiere schicken würde, daß ich ihn ja in seinen Bergwäldern besuchen solle, weil dort jeden Tag ein Büffel mit Kalb sein Wesen triebe und überhaupt viel meat und viele Affen lebten, und daß er als mein aufrichtig ergebener George verbleibe. Ich fand, für einen Negerhäuptling war das ein höchst beachtlicher Gruß. Momo verdolmetschte von den Ueberbringern, daß Häuptling George in seiner Jugend auf der Missionschule gewesen sei. Was er da schrieb, war jedenfalls unglaublich verlockend. Und während ich darauf am Zelt saß, um für den Boten einen Antwortbrief zu schreiben, malte ich mir verzweifelt kleine Männerchen auf die Unterlage und geriet mir das arme Gehirn, ohne zu einem andern Ergebnis zu kommen, als diesem, daß ich nicht einmal einen dreiviertel Tag meinen Urwaldzoo und Kindergarten ohne Aufsicht lassen könnte, geschweige denn drei oder vier, wie es für eine lohnende Expedition in jene Gegend nötig wäre. Es war genau einer der Augenblicke, in denen einem siedenheiß die Sorge antrock, daß man sein Penjam allein mit den Kanaken nicht bewältigen würde, die bei allem guten Willen doch für verantwortliche Arbeit nicht zu gebrauchen sind. Was sollte nun aus der Museumsammlung werden? Eingeborene Jäger mit Gewehren oder meinetwegen Pfeil und Bogen gab es in der ganzen Gegend nicht. Der Kerl, der damals mit seinem eisgrauen Vorderlader den grünen Colobus schloß, dessen Arme inmitten konservierter Schlangen und Eidechsen in meiner Spiritusbühne schlummerten, war nur auf der Durchreise im Dorf gewesen. Von den Jägern, deren Vorhandensein in den umliegenden half-towns mir Häuptling Joseph unter heiligen Schwüren zugesichert hatte, ließ sich die ganze Zeit nicht eine Zehenspitze sehen; sie waren krank, hieß es, und ihre Flinten wären entzweit oder verlorengegangen, und einer wäre gar gestorben und dergleichen Zauberei mehr. Joseph war unerlöschlich, wenn er mit bekümmertem Miene meine Vorhaltungen, daß er mich ohne Zweifel angelogen habe, zu entkräften suchte.

Man wird nun sagen, ich könnte einen meiner Mohren anlernen und mit der Doppelflinte in den Wald schicken. Jawohl, das täte ich auch, obgleich ich dann vor Sorge um das gute Gewehr keine frohe Minute hätte, — aber ich habe es dem Kriegsminister in Monrovia schriftlich geben müssen, daß ich keinem Eingeborenen meine Waffen überlassen würde. Und es heimlich doch zu tun, weil der Urwald groß und der Minister weit wäre, konnte ich mich hüten, denn man soll nicht glauben, wie schnell sich solch Palaver über einen weißen Mann im Busch verbreitet. Nein, mit Jagdgewehren war tatsächlich nichts zu machen.

Schließlich hatte ich in der nächsten Umgebung meines Lagers doch noch ein Abenteuer mit einem afrikanischen Stild Schalenwild. Als ich nämlich eines Tages Franz und einen Trägerboy landeinwärts schickte, damit sie als selbständige Agenten in den Negerdörfern für Tierfang Propaganda machten und gleich Tiere, wo immer möglich, aufkauften und ins Lager brachten, erschien Joseph voll Sorge, dies könnte ein Zeichen baldigen Aufbruchs sein, und versicherte, an seiner Maniofarm käten sich seit zwei Nächten bush-hogs — Pinielohrichweine — gütlich, wir wollten doch gleich dort eine Grube graben. Die Nachricht sollte mir vermutlich wieder Stimmung machen, nach eine Weile zu bleiben. Allright. Tags darauf fand wir auf dem Weg zu seiner heimgekehrten Pflanzung.

1) Er will ihn auffressen.

2) Dies Wild schmeckt gut.

(Fortsetzung folgt).



Die Allee

Holzschnitt von Golden

harrte er, ein big Diebspalaver. — Was für ein Diebspalaver, wollte ich wissen, und öffnete damit nun alle Schleusen afrikanischer Beredsamkeit: während ich aus dem Kopfissen heraus seinen beredeten Gesten zusah, sang er mit bunten Worten und verzerrten Gesichtszügen seine Vitane, daß nämlich doch Momo voller Wut sei, und daß Tamadi, Sonny und Pieter und überhaupt alle Boys voller Wut seien, weil der small boy Mana — weißt du, Massa, der small boy, der seit einer Woche im Lager schlief, in unserem Matthaus, und der die kleinen Vögel und die Eidechsen fraß —, weil dieser Mana heute morgen, noch tief in der Nacht, verschunden sei, als alle schliefen und keiner es merkte, und weil er dabei alle Kleider von Momo, die feinen weißen Hosen und die Hemden, dabei ein ganz neues, mit noch ohne Loch, gestohlen habe und seinen Hut — den von dir Massa, den du mir geschenkt hast — und noch einen Haufen Kleider, plenty clothes von den anderen. Und Momo hätte gleich zwei von den Boys hinterhergeschickt, als sie die Sache bemerkten, sie glaubten, der Dieb wäre auf der road nach Banga davon, das seine Heimat town sei, und sie würden ihn schon kriegen, so Gott ihnen helfe.

Der Himmel mag wissen, wo er den frommen Ausspruch wieder aufgeschnappt hat. Er macht eine Pause in seinem Bericht und sieht mich erwartungsvoll an, was ich zu der Sensation nun sage. „Ein Haufen Kleider“ war wohl übertrieben, und wer die Gewänder der Eingeborenen kennt, wird begreifen, daß ich keine Träne darum vergoß. Momo und die andern Betroffenen, die allmählich draußen vor dem Eingang erschienen, taten das beinahe. All ihre Sachen waren weg! Dieser verdammte Strolch! Sollten sie nun vielleicht nackt wie die Bushneger herumlaufen? — Es wäre ja in der Tat entsetzlich. Ich versicherte sie meines heftigen Zornes auf den Verbrecher und kam dabei endlich zu Worte, um zu fragen, ob denn sonst noch etwas gestohlen wäre. Nein, weiter nichts. Allright, sie sollten nun nicht mehr mit so großem Maule reden, fuhr ich dann fort; die beiden Männer, die Momo geschickt habe, würden den Kerl schon fangen. Und dann machte ich Momo dafür verantwortlich, daß es mäusehustig im Lager bliebe, weil ich noch eine Stunde zu schlafen gedachte, denn ich war von der Nachtpirch reichlich zerfchlagen und hatte obendrein etwas Fieber und Kopfschmerz.



Bange Frage

Sieg der Arbeit

Erzählung von J. Keising

„Sauft, Jungs sauft! Die Firma bezahlt. Noch eine Flasche Genever für meine Jungen! Schlaf doch morgen, Gustav! Heute schenkt ein! Siehst du denn nicht, daß meine Leute Durst haben?“

Der dicke Kantinier befehlte sich, die Leeren Gläser neu zu füllen. Klinkhammer hob das volle Glas. „Jungens,“ rief er in den Rärm der Trinkenben und Schwagenden, „das hat geklappt heute. Ein feines Stück Arbeit habt ihr mir geliefert. Hat aber auch Schweiß gekostet. Und dir das Fell, was, Blautopp?“

Der Angesprochene, ein rothaariger Brückenbauer, grinste und hob die Hand, deren Finger in schwarzen Lederhüllen stakten. „Macht nichts, Klinkhammer, faules Fleisch muß weg. Und die Brücke steht, das ist die Hauptsache.“

„Die Brücke steht, jawoll. Und ausgerichtet ist sie auch. Morgen rappelt der Niethammer. Drei Wochen hast du Zeit, du lebendes Vieh. Drei Wochen Galsenfrist, deinen Keller voll Bier zu packen. Deine Flaschen neu zu füllen. Und ranzuschleppen, was du in diesem verdammten Lande an lebendem und totem Viehzeug aufreiben kannst. Mach die Gläser voll, du alte Schlummerrolle!“

Der Dicke eilte herbei und entorkte eine Flasche. „Nicht so langweilig,“ fuhr Klinkhammer ihn an. „Gib her!“ Er nahm ihm die Flasche aus der Hand und brach ihr den Hals. Der dunkle Saft schäumte. Die vierzig oder fünfzig Mann, die den Raum füllten, stimmten ein Lied an:

„Rendez vous, rendez vous,
Luzige Brückenbauer reizen zu.“

dröhnte es durch den verqualmten Raum.

Da öffnete sich die Tür. Ein scharfer Luftzug wirbelte Schweiß und Tabakqualm durcheinander. Ein Mann mit einer Umarmung auf dem Kopf und einer kleinen Boten-tasche, wie sie die Briefboten in Finnland tragen, trat in die Kantine. Einen Augenblick sah man durch die offene Tür auf die vom Monde beschienenen Wellen der Ufer, die keine 100 Kilometer von hier in den Böttischen Meerbusen mündet.

„Habt ihr Sätze bei euch zu Haus?“ schrie Blautopp den Eintretenden an und stieß mit dem Fuß nach der Tür, daß sie krachend zuschlug.

Den Angeworbenen störte das nicht. Er trat auf den Monteur zu und fragte: „Seid Ihr Klinkhammer?“

„Das bin ich. Was gibts?“

„Ein Telegramm für Sie.“

„Ein Telegramm? Her damit.“ Er riß dem Boten das Papier aus den Händen und öffnete es. „Aber das ist doch,“ unterbrach er sich, nachdem er kaum einen Satz gelesen. „Jungens hört auf! Keinen Schlaf mehr! Versanden. Ausgesehen, was in den Gläsern steht. Ausgesehen, habe ich gesagt!“ schnauzte er Krähensfuß, den Gerüstbauer, an, riß ihm das Glas aus der Hand und krachte es auf den Boden. Krähensfuß knurrte. Blautopp riß das Maul auf bis zu den Ohren. Aber es sagte keiner ein Wort.

„Sieht nicht da wie die Delaghen!“ schrie Klinkhammer die Stauenden an. „Wir müssen sofort raus. Alle Mann auf die Brücke. Im Gebirge hat sich das Holz losgerissen, das kommt nun drei Wochen vor der Zeit den Strom herunter. Habt ihr verstanden? Morgen abend liegen hunderttausend Stämme vor unserm Gerüst. Wir liegen mit unserer ganzen Brücke im Wasser, wenn wir sie nicht freikriegen bis da.“

„Aber wir kriegen doch keine zwei Felder genietet bis morgen abend,“ fiel ein langer Meter ihm in die Rede.

„Hast doch dein Maul, du Holztopf. Wer sagt denn, daß du sie nieten sollst? Schrauben sollst du mir in die Löcher stecken! Schrauben und Dorne, bis du zusammenbrichst, und ich will nicht Klinkhammer heißen, wenn ich die Brücke nicht festkriege. Oder meint ihr, ich lasse mir die Brücke unter dem Hintern weggehen, weil ihr Schlappschwänze zu faul seid, eine Handvoll Schrauben einzustecken? Aber das sage ich euch, die litauischen Wölfe sollen mich eher bei lebendigem Leibe fressen, als daß ich mit ansehe, wie meine Brücke in den Strom geht. Habt ihr gehört? Keiner von euch sieht seine Mutter wieder, wenn wir die Brücke nicht fest kriegen. Also, an ihm mit Gebüll!“

Die Männer schoben sich schon nach draußen. Der dicke Kantinier räumte seine Flaschen fort.

„Nichts da, du faule Tonne! Du fährst nach der Stadt und holst mir an Schrauben, was du kriegen kannst. Hast du verstanden? Und komme zurück, ehe das Holz kommt.“

Der Dicke nahm seinen Pelz von der Wand und jog ihn an. Einen Augenblick später war es dunkel in der Kantine.

In den Mannsträumen wurde es lebendig. Die Schlafenden wurden gewedt, und während schon die Werkzeugkisten klirrten und die ersten Männer über das

Gerüst auf die Brücke tappten, knurrte eine verschlafene Stimme in die Nacht hinaus: „Was ist denn los da draußen? Der Alte ist wohl verrückt geworden?“

„Verrückt oder nicht, aber wir müssen es schaffen, wenn wir nicht ein halbes Jahr umsonst in dieser Wüste liegen wollen,“ antwortete Klinkhammer dem Knurrenden. Dann nahm auch er sich Vorkammer und Schraubenschlüssel und folgte seinen Leuten auf das Gerüst.

Das fand dunkel und hoch im mondlichtüberglänzten Strom, dessen Flut sich an den dicken Pfeilern mit leisem Gurgeln brach. Darüber noch, schwingend und kühl, lag die vorgeheftete Brücke. Ein Zeichen ihrer Unfertigkeit übertrug eine selbsteingestrichene Maste ihre Höhe. Doch klar und unverwundt malte sie ihre kühnen Konturen gegen das tiefe Blau des sternbestreuten Himmels. Und schwang sich, ungehemmt durch das Gewirr der stehenden Gerüste, in kühnem Bogen von Ufer zu Ufer.

Da und dort sprangen schon unter der Wucht der niederfallenden Hämmer Funken auf. Dorne klirrten.

„Recht so,“ sagte Klinkhammer anfeuernd, als er den Eifer seiner Leute sah. Und fuhr fort: „Das aber sage ich euch, eher werft euren ganzen Wochenlohn in den Strom, als daß mir eine Schraube in das Wasser geht. Verstandewuß?“

„Yes,“ brummte einer der Angesprochenen.

„Und wo die Teilung dicht genug ist, kann auch mal eine Schraube fehlen. Auf fünf Loch immer eine. Und nun los: Schraube, Dorn. Schraube, Dorn.“

Auf der Brücke donnerte es schon wie in einer Kesselschmiede. In gleichmäßigem Abstand stand Mann bei

genug war, immer noch einen Dorn, den ein Schlag mit dem Hammer tiefer in die Nietlöcher trieb. Es wurde nicht ruhig auf den Gerüsten.

Mit zusammengeklappten Zähnen wartete Klinkhammer auf Gustav, der mit Schrauben unterwegs war. Es wurde Abend, doch der Wagen blieb aus. Gegen zehn Uhr kamen die ersten Holzstämme den Strom heruntergeschossen und legten sich krachend vor das Gerüst. Die Brücke bedeckte, aber sie stand.

Und nun kamen immer neue Stämme heran. Hundert bei Hundert. Tausend bei Tausend, und jeder legte sich krachend vor die schon angeschwemmten Stämme. Unfähig stand Klinkhammer auf dem Gerüst. Blautopp reichte ihm ein Stück Wurst, das er sich aus der Kantine geholt. Er rührte es nicht an.

„Wenn Gustav jetzt nicht kommt, sind wir verloren. Ist unsere ganze Arbeit für die Rache.“

Da knarrte ein Wagen heran. Zwei Pferde kamen aus dem Holz. Gustav hielt sie am Kopf und schrie schon von weitem: „Schrauben, Monteur! Schrauben und Dorne!“

„Jungens holt her! Holt auf!“

Der Wagen kam näher. Der Fuhrmann und Gustav begannen die schweren Körbe zur Erde zu zerren.

„Laßt stehen, wie's steht. Das machen die Jungen.“

„Ich muß vor Tag zurück sein,“ brummte der Fuhrmann, doch sein Brummen ging unter im lauter und lauter werdenden Krachen der Stämme. Man sah sie nicht kommen, man sah nicht mehr, daß sie sich bewegten. Träge und tot lag die drohende Masse vor dem Gerüst. Hundert Meter oder schon mehr von der Brücke weg prallte Stamm auf Stamm. Man hörte das dumpfe Donnern. Zwischen durch die anfeuernden Rufe Klinkhammers, der den zurückgehaltenen Fuhrmann anschrte: „Stell dich nicht so dämlich an, Kerl, als ob du noch nie in deinem Leben einen Schraubenschlüssel in Händen gehabt hättest. Da, seh an, zeig, was du in den Maufen hast. Los, Leute, los!“

Keiner nahm dem Alten seinen Ton übel, jeder fühlte, daß das dumpfe Donnern der Stämme, deren letzter

Heimweg

Wohin Dein Herz verschlagen
Stehet auch mein Herz zur Wacht,
Am Rand von Deinen Tagen
Kniert meine wehe Nacht.

Wohin Dein Wort geflogen
Stehet meiner Ohren Haus,
Der Gnade Regenbogen
Steigt über uns hinaus.

Es gehn darauf die Frommen,
Es gehn die Engel dort.
Wer gibt uns, daß wir kommen
An jenen hellen Ort?

Ruth Schumann

flog eine ganze Saat heller Funken auf und legte sich verlöschend auf die unheimlich drängende Flut.

Es begann zu regnen.

Von oben rief einer: „Meine Schrauben sind alle.“

„Stech deine Finger hinein, aber mach mir die Löcher zu,“ schrie Klinkhammer heiser.

„Hier sind noch Dorne!“ rief einer.

„Rausgeschaffen. Und reingewischt. Die Schrauben ver-

teilen. Fertig?“

„Gleich,“ antwortete einer von oben. Ein dunkler Schatten glitt an der Vertikale herunter. „Bin fertig,“

stand Blautopps Stimme vor Klinkhammer.

„Ich auch!“ schrie ein anderer. „Ich auch!“ rief Krähens-

fuß. „Fertig!“ riefen die andern. „Fertig, fertig!“ kam es von allen Seiten.

Der Regen strömte. Das verlöschende Feuer warf gespenstische Schatten auf den dunklen Strom. Klinkhammer ging über die Brücke. „Lampe halten,“ fuhr er Blautopp an. Er besah sich jeden Knotenpunkt, jeden Stoß. „Hier, diese Schraube versehen,“ ordnete er an. „So sieht sie besser. Und hier.“ Fieberhaft verbesserten die Männer ihre Arbeit.

Die Nacht wich schon dem Grau des Morgens. „Al-
right,“ sagte Klinkhammer. Und dann, nach einer Pause, zu den Zimmerleuten: „Habt ihr Stride und Sägen zur Hand?“

„Yes.“

„So bindet euch an. Wir müssen die Gerüste durch-
sägen. Hoffentlich sackt die Brücke nicht zusammen, wenn die Gerüste wegschwimmen. Aber es sei wie es sei. Es gibt keinen anderen Weg. Also nochmal. Zwölf Bände stehen im Strom. An jedem Band müssen zwei Mann. Es geht um die Wurst. Wer nicht mitmachen will, muß es sagen.“

Keiner sagte ein Wort.

„Dann los!“

Vierundzwanzig Mann ließen sich unter die Brücke

binden. „Und ihr,“ fuhr Klinkhammer die Schlosser an, hin-
det die Winden fest, auf denen wir die Brücke liegen haben. Sind zu schade zum Absaufen.“

Alles war fertig. Je zwei Zimmerleute hingen seit in
dicken Strichen unter der Brücke. Die Sägen klirrten. Die Richtwinden waren angebunden.

„Alright!“ rief Klinkhammer noch einmal über die
Brücke.

„Alright!“ kam es zurück aus sechzig Hüllen.

„Dann los,“ sagt die Holme durch.“

Die Sägen fraßen sich knirschend ins Holz.

„Alles runter jetzt von der Brücke! Und du, mach, daß
du in deinen Sackladen kommst und brau einen Grog für
meine Jungen,“ fuhr er Gustav an. „Oder willst du
warten, bis der Strom dir deinen Schnaps wegläuft?“

Der Dicke eilte zur Kantine, die schon vom Wasser um-
spült wurde, das immer noch fleg. Schäumend brach die
Flut durch das bebende Gerüst. Am Ufer standen die
Männer und blickten auf zu den Zimmerleuten, die Zug
um Zug die Sägen durch die Holme rissen. Zwölf Bände
standen im Strom. Zwölf Holme trugen die Last der
Brücke, deren Untergurt noch in leichter Ueberhöhung sich
bog. Zwölf Sägen fraßen sich den dicken Balken ins
Fleisch. Vierundzwanzig Menschen hingen in der Luft und
wukten nicht, lägen sie den Boden durch, auf dem sie
standen, oder hielt sie schon die Kraft der sich selber tra-
genden Brücke.

Hoch oben aber, über allen anderen, als einziger Mann
auf der zitternden Brücke, stand Klinkhammer. Weit
beugte er sich über den unteren Gurt, daß er auch jeden
der Sägenden sah. Und hielt dabei den Fluß fest im
Auge. Mehr als zehn Fuß war der schon gestiegen. Heu-
lend und krachend legte sich immer noch Stamm auf
Stamm vor den schwimmenden Wald.

Dann, ein Versen im Holz.

„Laßt die Sägen los. Halte euch fest!“ schrie Klink-

hammer laut. Da spürte er auch schon einen Ruck. Die
Brücke sackte zusammen, aber sie hing sich im gleichen
Augenblick noch. Unter der Wucht von mehr als hundert-
tausend Stämmen brachen die angesägten Bände zu-

sammen. Die Flut sprang auf und warf ihren Schaum
bis zu den Männern hinauf, die hilflos in den Seilen
hingen. Dann brach sie durch. Das Wasser wälzte sich
weiter mit unheimlichem Heulen. Die Stämme rieben
sich aneinander und rasteten mit lautem Donnern zu Tal.
Ein ganzer Wald war in Bewegung, ein Meer aus Holz
schäumte vorüber.

Hunderttausend Stämme, deren jeder in der nächsten
Minute die Brücke mitgerissen hätte.

Aber die Brücke stand. Aufatmend spürte Klink-
hammer wie sie in ihren Lagern federte, wie sie sich
streckte und hob in der ersten Sekunde, da das Holz unter
ihr weg ging. Er schloß seine Augen, doch dann schrie er
seine Freude heraus:

„Jungens, sie steht! Jungens, sie steht!“

Aber die kamen schon herauf und befreiten die Zim-
merleute aus ihren Seilen.

Die waren steif wie die Stöcke. Sie traten sich aus,
schlugen die Arme. Jeder sprang einmal hoch, als wolle
er probieren, ob die Brücke auch nicht unter der Wucht
seines Aufsprungs zusammensackte, und dann marschierte
die ganze Korona mit Klinkhammer an der Spitze in die
Kantine, wo Gustav einen Grog stehen hatte, steif wie
ein Stockfisch.

Und kam drei Tage lang keiner nach draußen. Am
vierten Tage aber züchteten die Nietfeuer auf und die
Hämmer sprangen und dröhnten und der Strom rollte
friedlich und harmlos unter den Schaffenden fort.



Am Rhein, am Rhein da wachsen unsre Reben...

Zeichnung von Ludwig Richter

Mann und steckte Schrauben und Dorne in die erst gefes-
seten Knotenpunkte und Lagen. Schraube, Dorn; Schraube, Dorn, ging es unter flinken Händen weg. Die
Nietenwärmer konnten nicht einmal schnell genug Schrau-
ben und Dorne heranschaffen; immer wieder sprang
irgendwo eine Stimme auf: „Hierher, du Lauschehund!
Hierher! Schrauben brauche ich. Dorne!“

Vom nahen Hafen dröhnten die Sirenen der Dampf-
schiffe. Irgendwo in der Ferne blinkte das Licht eines
Leuchtturms. Die Brückenbauer sahen nicht auf. Schraube,
Dorn; Schraube, Dorn, ging es ihnen unter den Händen
fort.

Der Morgen kam und brach mit fahlem Schimmer in
das Dunkel. Die Stimmen des Landes erwachten. Weiße
Möven flogen über den Köpfen der Schaffenden weg. Die
sahen nicht auf.

Es wurde Mittag. Die Sonne brannte. Der Hunger
tobte den Männern in den Eingeweiden, aber keiner
dachte an Essen. Hoch oben auf dem Obergurt stand
Klinkhammer und trieb Dorne in die Nietlöcher des
Windverbandes. „Schrauben herauf!“ rief er zum Ufer
herüber. „Schrauben, ihr Wölfe!“

„Sind keine mehr da.“

„Schrauben habe ich gesagt; Schrauben, aber ich komme
auch herunter und hänge euch eigenhändig an den Mast-
baum.“

„Hier sind noch Schrauben!“ schrie Krähensfuß. „Und
hier und hier.“ kam es von allen Seiten. Es hatte sich
jeder von den hastig schaffenden Männern einen kleinen
Vorrat an Schrauben auf die Seite gebracht, damit ihn
ja keine Verzögerung hinter seinen Kameraden zurück-
stehen lasse. Aber diese kleinen Vorräte hielten nicht
lange vor. Vier Uhr nachmittags war die letzte Schraube
eingezogen.

Klinkhammer fluchte, aber was konnte er damit än-
dern? „Wo diese faule Tonne nur bleibt mit den
Schrauben?“ fragte er. Dann zu den Leuten: „Legt euch
schlafen. Wenn Gustav zurückkommt, ist keine Zeit mehr
dazu.“ Unruhig lief er über den Obergurt und blickte in
das Land hinein. Aber es war nichts zu sehen. Keine
fünfshundert Meter von der Brücke weg verschwand der
Weg im Walde. Und der verperrte jede Sicht.

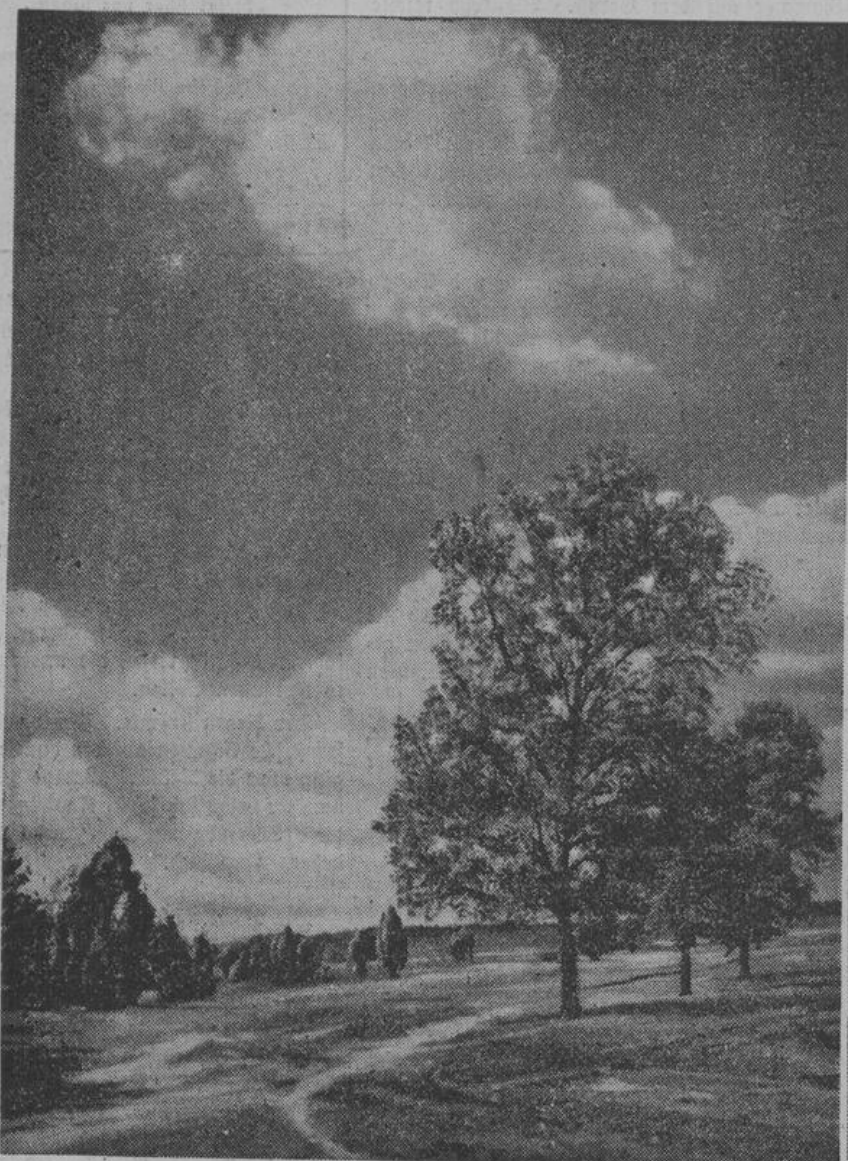
Aber auch von den Arbeitern hatte keiner Ruhe.
Hier fand einer noch eine Schraube, die ihm nicht fest



In Dettalbach am Main

Und wieder blüht die Heide

Eine Landschaft trägt ihr Hochzeitskleid



Heidelandschaft

auf in die Romintener Heide Ostpreußens. Die schönste von allen aber ist die Lüneburger Heide. An sie denken wir unwillkürlich, wenn wir von der Heide sprechen. Dieses Stück Heimat hat uns Hermann Löns in unzähligen Liedern besungen und durch Geschichten vertraut gemacht.

Unzertrennlich verbunden mit der Heide sind die anspruchslosen flinken Heidschnucken und die fleißigen nimmermüden Immen. Die große Schnuckenherde, oft der einzige Reichtum der Heidebauern, erhöht noch den malerischen Anblick des Landes. Die Immen, die Bewohner der bunten Stöcke, die man allenthalben in der Heide



Wenn die Heide blüht, trägt man die Bienenkörbe hinaus

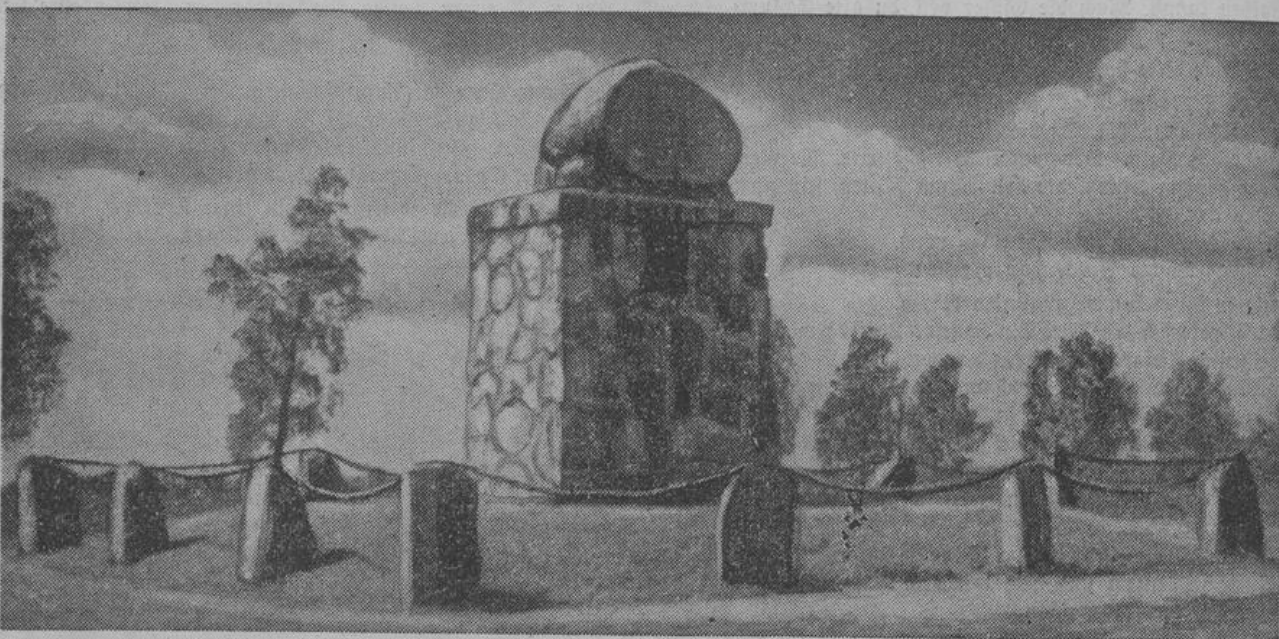
Wenn der Sommer dem Herbst das Zepter in die Hand gibt, wenn die Wolken tiefer zu jagen beginnen und ein frischer Wind die sengende Glut der Sonnenstrahlen mildert, dann zaubern die rosaroten und violetten Perlenkette der Erika das unvergleichliche Bild: Blühende Heide. Es ist, als sei ein großer Maler mit einem riesigen Farbtopf gekommen und habe das nüchterne fast traurige Land in das märchenhaft schöne und anheimelnde Glühen des Abendrotes getaucht, dessen Widerschein jezt auf jedem Baum und jedem Strauch liegt.

Es blüht der Berg und der verschlungene Heideweg, es blüht die einsame Straße im Grund und das mächtige Hünengrab. Selbst im Heidebach übergeht die Erika das murmelnde Wasser mit ihrem violetten Schimmer.

Die größten Heiden gibt es in Norddeutschland. Angefangen von der Senne am Fuße des Teutoburger Waldes über die Lehlinger Heide bei Magdeburg bis hin-



Ein von Efeu umranktes Heidekirchlein



Löns-Denkmal in der Heide

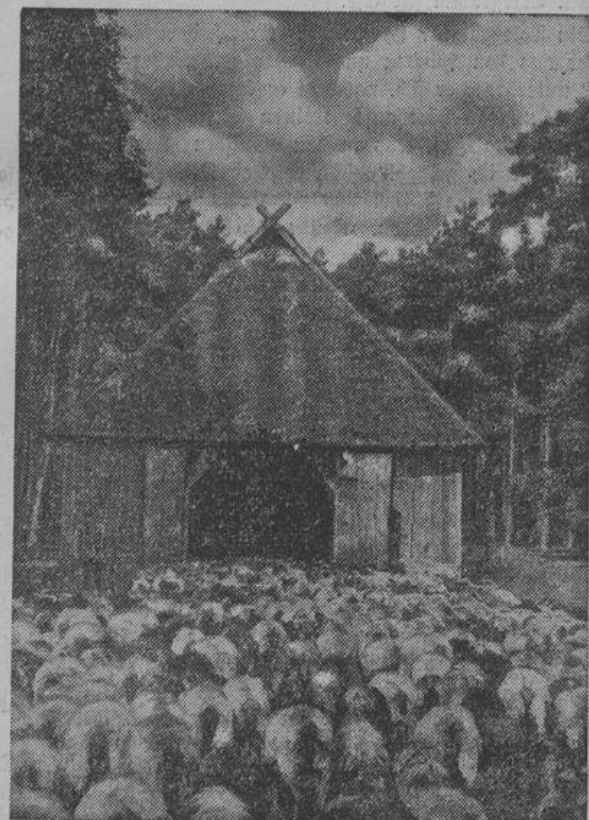
steht, tragen dem Imker den braunen, dickflüssigen Heidehonig in die Waben.

Serb wie der Boden sind auch die Menschen, die auf ihm wohnen und ihn bebauen. Von Generation zu Generation, durch Jahrhunderte hindurch haben sich die Heidehöfe vom Vater auf den Sohn vererbt. Ohne Unterlaß wurde von ihnen der harte schwere Kampf zwischen Menschen und Scholle um das tägliche Brot geführt. Und je schwerer dieser Kampf war, desto treuer standen die Heidejäger zu ihrer Heimat. Nach der Väter Weise bauen sie noch immer ihr Haus, bestellen den Boden, säen und ernten sie. An ganz wenigen Stellen erst hat man jetzt Versuche damit angestellt, die unter dem Heideboden liegende Steinschicht zu sprengen und abzuräumen, um besseres Ackerland und bessere Vorbedingungen für die Aufzucht zu erhalten.

Immer wieder zieht es den Menschen in dieses Land zur Heideblüte, er sieht die vielen Millionen Perlen der Erika, er sieht die summenden Immen, und wie der Schäfer die Schnucken heimtreibt, er lernt verstehen, warum die Menschen hier, trotz dem Wenigen, das er ihnen bietet, so an ihrem Heimatboden hängen.

Abseits vom Lärm und fern von der Hast des Tages liegt die Heide, so recht geschaffen zum besinnlichen Tun in einer an stillen Reizen reichen deutschen Landschaft.

In zahllosen Gedichten und Liedern wird ihr Zauber besungen, der den Wanderer immer wieder von neuem in den Bann zieht. Wenn die Heide blüht, wenn sie ihr blaues-violettes Hochzeitskleid trägt, dann sollte man mit offenem Sinn durch diese Landschaft streifen.



Ein strohgedeckter Stall in der Heide, der den Heidschnucken als Unterkunft dient

Ein Tiger holt sich Hunde

Kampf deutscher Pflanzler in Inner-Sumatra

Zumeilen ist es unheimlich des Abends, wenn man den Tiger in der Nähe weiß. Man schließt sorgfältig Tür und Fenster und überlegt sich vor dem Schlafengehen, ob man noch einmal vors Haus treten soll oder nicht. Man kann 20 Jahre in Indien sein, Wälder und Steppen durchstreifen und niemals auch nur ein Haar vom lebenden Tiger zu Gesicht bekommen. Aber man kann ihn auch am ersten Tage seiner Ankunft in dem fremden Lande nachts schon im Lichtegel des Autos haben. Es ist stets Zufall, wenn man ihn sieht, oder aber, man muß vorsätzlich auf ihn ausgehen. Der Europäer jagt ihn gern nachts mit Fackel und greller Blendlampe; der Eingeborene zieht Fallen vor. Ihm Auge in Auge entgegenzutreten, ist für den Durchschnittsbatal eine derart kühne Sache, daß er bei einer wirklich einmal in Angriff genommenen Jagdexpedition im gegebenen Augenblick lieber das Gewehr wegwirft und auf den nächsten Baum klettert, als es auf den Gegner abzuschießen. Ja, der gejagte Heide wird es sogar am liebsten mit Höflichkeit versuchen und die Bestie bitten: „Entschuldige, Großvater, daß ich dir in den Weg trete, und gehe doch gnädig an mir vorüber!“ Denn für den Heiden ist der Tiger weniger ein Raubtier als vielmehr ein gefährlicher Begruß, der Geist eines Menschen, der auf irgendeine unnatürliche Weise starb, sei es, daß er selbst vom Tiger geholt wurde, anderweitig verunglückte oder durch irgendeine Schleichheit ums Leben kam. Man ist der Ansicht, daß sich der Tiger mit Vorliebe schlechte Menschen zum Opfer ausucht.

Es muß ein alter gewiegter Burjese sein, der in Habinjara sein Wesen treibt. Seit Jahren hat man vergeblich versucht, ihn zu fangen. Kurz bevor ich heraufkam, hat er erst wieder einen Dorfsteifen von Parjokuran wenige Schritte von seiner Hütte aus einem Kaffeegarten geholt. Als die Frau auf den entsehligen Schrei hin herbeieilte, fand sie nur noch eine blutige Hälfte ihres Mannes, die andere hatte der Räuber glatt abgerissen und fortgeschleppt. Nun halbt Tag für Tag ihr Klagegeschrei vom Grabe herüber. Gewiß ist es derselbe, der den deutschen Pflanzler drüben am andern Ende der Steppe, den einzigen Weißen in Habinjara, schon fast zur Verzweiflung brachte. Mit viel Mühe und Zähigkeit hat dieser hartnäckige Schwabe eine kleine Pflanzung in Gang gebracht und sich an allem möglichen versucht. Den Plan, Vieh zu halten, machte ihm der Tiger zunichte. Er holte ihm nach und nach den größten Teil der Büffel, Schweine und Pferde. Schließlich wurde ein starker Stall gebaut, und die restlichen Pferde wurden jeden Abend eingetrieben. Aber auch das half nicht. Der lüsterne Alte umschlich eines Nachts den Stall so lange, bis die Pferde betört unruhig wurden, daß sie mit ihren Füßen eine Planke losklopfen. Darauf hatte der Tiger anscheinend gewartet. Schnell hatte er die Deckung vergrößert, sämtliche Pferde gerissen und ein Fohlen davon geschleppt. Man ließ alles unberührt liegen, da erfahrungsgemäß das Raubtier in den folgenden Nächten zu seiner Beute zurückkehrt und sich aufs neue verjagt. Man

verbarg sich auf dem Vorratshoden unter dem Dach, wartete eine geschlagene Nacht, geplagt von Kälte, Miasmen und Unbequemlichkeiten, und ging schließlich am Morgen müde und unverrichteter Dinge heim. Eine Viertelstunde später konnte ein Mandur (Aufseher) feststellen, daß sofort nach dem Verschwinden der Tiger der Tiger in den Stall gekommen war und die Leiche eines anderen Fohlens davongetragen hatte. Er hatte wahrscheinlich die Menschen gewittert, die ganze Nacht in nächster Nähe gelauert und dann in größter Ruhe seinen Raub ausgeführt.

Schließlich ließ sich der Pflanzler ein paar starke Schäferhunde aus Deutschland kommen, vor denen der Tiger anscheinend ebensoviel Respekt hatte wie die Bataf. Er ließ sich einige Jahre lang nicht sehen. Die Bataf aber wußten sich beim Anblick der unbekannten Tiere stets durch schleunigste Flucht in den nächsten Baum in Sicherheit zu bringen.

Gegen Ende meines Aufenthaltes in Habinjara hatte sich nun anscheinend der Respekt der großen Kage gelegt, und sie erschien aufs neue. Eines Tages laufen frische Spuren über das Teeland, in nächster Nähe des Hauses, und schon in der folgenden Nacht fehlte der Hund eines Mandurs. Kurz darauf mußte ein Pächter des Pflanzers sein Leben lassen; wir fanden seinen zernetzten Kopf nicht weit in einer Schlucht. Ein paar Dörfer entfernt passierte sogar eine ganz tolle Sache, die verbürgt auf Wahrheit beruht. Ein Mann geht abends heim. Hinter ihm sein Hund. Hinter dem Hund der Tiger. Der Mann steigt ins Haus. Der Hund steigt ins Haus. Der Tiger wartet. Der Mann tritt hinter eine leichte Zwischenwand, die den vorderen Raum von der Herdstelle trennt. Jetzt ist der Tiger mit einem Satz im Haus, um den Hund zu holen. Doch dabei tritt er auf

die beiden kleinen Töchter des Besitzers, die auf einer Matte schlafen. Die schreden bestürzt hoch, und die Bestie zieht eilige Flucht vor. Auf Hunde hat er es besonders abgesehen. Das hat er anscheinend mit dem Bataf gemein.

Jener deutsche Pflanzler, von dem ich vorhin sprach, war der nächste Weiße „Nachbar“, den ich in einigen Stunden erreichen konnte. Er war der einzige, der bisher auf den Hochflächen des Batafandes eine Pflanzung unterhielt. Oft habe ich nach Märchen und Streifzügen bei ihm und seiner Familie gesehnen, Erlebnisse und Einbrüche ausgetauscht. Weder sein bescheidenes Haus noch seine kleine Anpflanzung ließen sich auch nur entfernt mit den Verhältnissen im reichen Großplantagenbezirk des Tieflandes vergleichen. Jedoch hat es mir selten irgendwo besser gefallen als bei ihm. Er war einer jener merkwürdigen Deutschen, die lieber kaputt gehen als nachgeben, wenn sie sich einmal etwas vorgenommen haben. Alle Mißerfolge, die er mit seinen Anpflanzungen nicht minder erlebt hatte als mit seinem Vieh, konnten ihn nicht erschüttern. Er hatte es mit Kartoffeln und Gemüse versucht, mit Kaffee und Bengoe. Schließlich kam er zum Tee, und dieser endlich scheint sein zähes Arbeiten mit Erfolg zu krönen. Schon erschien der erste „Habubaba-Tee“ (so genannt nach Habinjara's größtem Berg) auf dem deutschen Markt, und so sehr ich es bedauern würde, wenn sich die prächtige Steppe Habinjara in Teefeld verwandelte, so sehr möchte ich diesem Deutschen doch wünschen, für sein rastloses Schaffen belohnt zu werden.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages J. A. Brockhaus, Leipzig, dem demnächst erscheinenden Buch „Tuan Gila“, von Karl Helbig im Vorabdruck entnommen).

Karl Helbig.

WOCHENEND

Berleburg, die Perle des Wittgensteiner Landes



Blick auf Berleburg von Süden

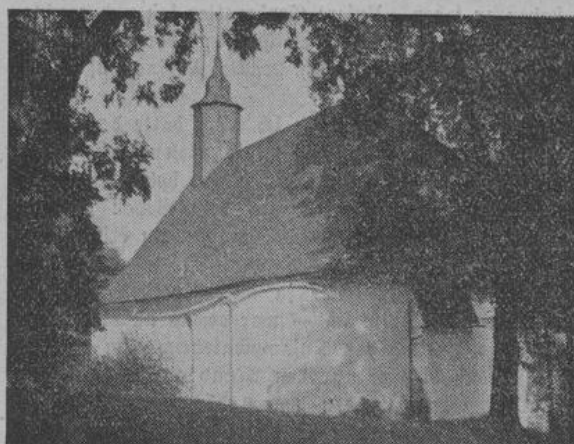
Es geht nicht an bei der Beschreibung einer Stadt mit der Aufzählung von Orten und Landschaften zu beginnen, die eine halbe Tagereise entfernt liegen. Zumal wenn all diese Orte und Gelegenheiten, mit ihren Flüssen und Feldern, ihren festen Häusern und Wäldern wert sind, ein jeder für sich im Mittelpunkt einer Schilderung zu stehen. Aber man muß doch auch zu einem Orte hin kommen. Und da gehört nun der Weg unverlierbar zum Ziel. Diesmal war das Ziel: Berleburg, die Perle des

um einen Berg herumkommend, direkt auf unser Ziel sich richtete, eine Halbe erreichten, die von einem benachbarten Schieferbergwerk herrührte. Blau glänzte die zerbröckelnde Halbe in der Sonne, die nun endgültig die Wolken zur Seite geschoben hatte und im tauben Gestein zerfallenden Schiefers ihren Spiegel suchte. Es war an einem Sonntag und so bot sich uns keine Gelegenheit, die Männer, die im dunklen Gebirge die Schieferstücke losbrechen, aufzusuchen und ihnen bei ihrer Arbeit zuzusehen. So strebten wir weiter und kamen bald nach Berleburg hinein. Von den kleinen Schieferhäuschen, die zur Rechten und Linken am Wege standen, ging unser Blick zu dem spitzen Turm des Kirchleins, das den Ort überragt. Vom Schloß, das den Ort wie ein breiter Stirnreif krönt, war von diesem Punkte aus noch nichts zu sehen. Nur die sonntägliche Friedsamkeit einer stillen Residenz umfing uns. Sonntäglich gekleidete Menschen gingen auf der Straße, die den Berg hinaufführte. Wir folgten ihnen. Hörten zur Linken aus einem langen, funktvoll geschmückten Brunnenrohr das Wasser rauschen, sahen dann vor uns ein Zwergenmännlein einen Felsen auseinanderreißen und auch aus diesem Felsen sprudelte der klare Quell. Dann teilte sich der Weg. Schattige Bäume bedeckten seinen mittleren Teil. Ein Denkmal wurde sichtbar und dann, feistlicher Abschluß einer feistlichen Straße, stand das Schloß. Zunächst verbarg es sich noch hinter einem hohen Torhaus. Doch schon jetzt überragten zwei glockenförmige Türme den Bau, der dann hun-

in diesem Bild, standen alle zwanzig oder dreißig Meter, in weißem Marmor (oder welcher Stein es sein mag) ausgeführt, Putten auf der Mauer. Was sie da zu tun haben, habe ich nicht herausbekommen, ihr helles Weiß jedenfalls, das über dem verwitterten Grau der alten Mauer aussieht wie die Gipsfiguren auf Großmutter's Vertiko, erschien mir störend. Vielleicht bin ich zu nüchtern für solchen Schmuck, der sich übrigens im Park in sechs oder acht hohen Figuren, die vor dem sogenannten Lusthäuschen herumstehen, noch einmal wiederholt. Aber hier schienen mir die Figuren doch wenigstens in den Rahmen zu passen, stehen sie doch neben einem gepflegten Rasen, in dessen Mitte ein Vergnügen angelegt ist.

Doch noch waren wir nicht so weit. Noch standen wir jenseits der Mauer des Parks und da wir nicht wußten, ob der Zugang erlaubt sei, wir auch einen Punkt suchten, von wo aus sich eine Aufnahme von der westlichen Seite des Schlosses machen ließ, gingen wir einmal ganz um den Park herum. Und hatten auf diesem ganzen Wege das Gefühl, ausgeschlossen zu sein von einer Herrlichkeit und lugten hier durch eine Tannendichtung, da durch das Geäst hundertjähriger Bäume. Einmal stand wie eine Flamme ein Eichhörnchen vor uns, Minutenlang verharrten wir, um das Tier nicht zu verschrecken. Dann sprang es auf. Klammerte sich an den Zaun, blinnte zu uns herüber und verschwand mit einem Sprung im Laub der alten Bäume jenseits des Zaunes. Da hub sogleich sich wildes Gekreisch. Vögel flatterten auf. Dann war wieder Ruhe. Nur von den hängen benachbarten Hügel tönte feierlich das Geläut der Ruhglocken. Schließlich fanden wir denn ein offenes Tor. Und eine Tafel, die uns das Betreten des herrlichen Schloßgartens erlaubte. Und so traten wir ein. Und wie alles doppelt schön erscheint, von dem wir uns ausgeschlossen glauben, so schien auch der Park, nun da wir in sein Geheimnis eingetreten, uns lange nicht mehr so schön als zuvor. Und doch war er so schön, als man ihn sich denken mag. Mit seinen ansteigenden Wegen, dem dumpfen Gemurmel eines Bächleins, den hellen Bänken und dem stillen dunkelgrünen Teich war er so recht ein Platz, um auszuruhen und die Gedanken schweifen zu lassen in die Vergangenheit, an die schon die hohen, mehr als hundertjährigen Bäume, die bald hier bald da den Blick romantisch zerschneiden, wenn er hinunterfällt auf den grünen Teppich des Wiesengrundes, erinnern.

Aber weiter zurück geht die Erinnerung. In die Zeit, da hier auf der Kuppe des Berges, der nun die Stadt Berleburg trägt, als erste Ansiedlung die Burg sich erhob.



Die Totenkirche auf dem Friedhof

Nicht lange vor 1258, aus welchem Jahre eine Urkunde vorliegt, die das bestätigt, erwarben der Graf Siegfried von Wittgenstein und der Edelherr Adolf von Graßbach vom Kloster Graßbach den Berg, auf dem sie ihre Burg und daran anschließend den Ort, der damals nach Berneborgh hieß, erbauten. 1322 wurde der Ort dann zur Stadt erhoben, die schnell wuchs. Denn wie alles Große das Kleine anzieht, so auch hier. Bald waren eine ganze Reihe Dörfer der näheren Umgebung von ihren Bewohnern verlassen, die sich im Schutze der Burg ansiedelten.

Ebenso jedoch wie die wachsende Stadt die umliegenden Orte in sich aufnahm und ihre Feldmarken ihrem Besitz angliederte, so gingen auch die umliegenden kirchlichen Gebiete in der Pfarrei Berleburg auf. Die alte Kirche freilich, die jahrhundertlang Mittelpunkt des religiösen Lebens Berleburgs war, wurde vor 100 Jahren abgebrochen und 1838 durch einen Neubau, der seinen

spitzen Turm ein wenig nüchtern gegen den Himmel reckt, ersetzt. Doch steht auf dem Friedhof der Stadt noch ein altes Kirchlein aus dem Jahre 1632, das man die Totenkirche nennt. Es liegt, mit seinem kleinen Turmchen, das so recht an den Frieden stiller Bergwelten erinnert, unter schattigen Bäumen. Alte Eisenkreuze umstehen es mit lieben Inschriften, die Menschen, die nun selber lange in das Reich der Toten eingegangen sind, ihren lieben Toten gewidmet haben.

Was sonst an Häusern und Gebäuden in der Stadt steht, ist wohl, ein paar Fachwerkhäuschen mit innigen Sprüchen ausgenommen, aus neuerer Zeit. Mag sein, daß der dunkel glänzende Schiefer, mit dem alle Häuser gedeckt sind, den Häusern einen jüngerer Charakter verleiht, als es ihrem wirklichen Alter entspricht. Mühsig, darüber nachzusinnen. Der Ort ist schön, gerade weil er so blank geledet, so neu erscheint. So ganz stille Residenzstadt ist, in der niemand auf sein Alter zu pochen magt gegenüber der ehrwürdigen Vergangenheit des Schlosses, das Anfang und Ende dieser Stadt ist.

Um den Ort herum, da wo es an großen Sägewerken vorbei schon auf anderen Wegen anderen Orten zugeht, liegt noch ein merkwürdiger Ortsteil, den man an der Laube nennt. Er ist bewohnt von Zigeunern, die, was allgemein als völkerrundliche Kuriosität angesehen wird, hier sesshaft geworden sind. In kleinen Häuschen, die in ihrem Neuen kaum von anderen Häusern kleiner Leute zu unterscheiden sind, wohnen diese Nachfahren einer nomadischen Rasse. Gerne hätte ich eine Aufnahme mitgebracht von diesen merkwürdigen Menschen, die in romantischer Improvisation auf den Treppen zu ihren Häuschen saßen, als ich die Straße zu ihren Wohnstätten langsam heraufstieg. Aber kaum haben sie, daß ich eine Aufnahme vorbereitete, war alles Leben plötzlich von der Straße verschwunden. Und nur aus kleinen Fenstern und aus den halbgeöffneten Türen heraus blickten mich wütende Menschen an. Es war, wie man es von Marokko oder China erzählt hört, wo die Menschen in ähnlicher Weise vor einem Photographenapparat fortlaufen. Nur, daß diese Schen hier nicht wie dort aus religiösen Gründen rekrutiert, sondern aus der Tatsache, daß die Anwohner der Laube es leid sind, jahraus jahrein unzähligen Photographenapparaten als Objekt zu dienen. Kann man es ihnen verdenken? Wird doch jeder Sommerfrischler, der nach Berleburg kommt, auf diese Eigenart des Ortes aufmerksam gemacht und so möchte er wohl auch eine Erinnerung an diese Merkwürdigkeit mitnehmen. Denn obwohl die Zigeuner der Laube schon nahezu zwei Jahrhunderte hindurch hier leben und sich mehrfach mit Einheimischen vermischt haben, die Merkmale ihrer Rasse sind ihnen geblieben. Namentlich den Kindern sieht man gleich ihre Herkunft an, wenn es auch bei einigen Frauen schwerer fällt, zu sagen, daß sie Zigeunerblut in den Adern haben. Angesiedelt wurden die Zigeuner hier, wie auch in anderen Orten des Wittgensteiner Landes, um die Mitte des 18. Jahrhunderts, zu welcher Zeit sie von den damaligen Grafen ins Land gezogen wurden. Sie fanden Verwendung als Botengänger und haben nebenbei wohl auch als Spätmacher gedient. Heute verdingen sie sich als Arbeiter in den Schiefergruben der Nachbarstadt oder aber sie betreiben den Hausierhandel, mit Lumpen und anderen Dingen, was ihren natürlichen Neigungen wohl entgegenkommen mag. Eine gewisse Nachlässigkeit in ihrer Kleidung mag an ihre Vergangenheit erinnern, doch kann sie ebensowohl in der Armut dieses Menschenalters, dem der soziale Aufstieg nicht geglückt ist, ihre Ursache haben.

E. G.



Das Schloß

Wittgensteiner Landes. Zunächst freilich standen wir noch auf der Höhe, die seit einigen Jahren durch den wohl dreißig Meter hohen Rhein-Weser-Turm gekrönt wird. Wir hatten zwar von hier, da es ein trüber Tag war, weder den Rhein (der übrigens auch an anderen Tagen von hier aus nicht zu sehen ist) noch die Weser zu Gesicht bekommen, aber die gewaltige Majestät hoher Tannen, die rund um uns her zu respektablen Höhen aufragten, hatte uns tief beeindruckt. Immer wieder gingen unsere Blicke über die aus dem Dunst des Morgens herausragenden Gipfel hinweg, immer wieder horchten wir in die Stille hinein, die uns umgab. Doch nur der heisere Schrei eines Hähners oder das leise Rascheln eines Lauchs zu Boden fallenden Blattes war zu vernehmen. Die Menge der Bäume, die dicht bei dicht die benachbarten Gipfel überragten, verharrte in Schweigen und nur das leise Hin und Her ihrer Wipfel zeugte von ihrem Leben, dann flogen wir abwärts. Manchmal brach ein Sonnenstrahl durch die aufragenden Stämme der seitwärts stehenden Tannen und machte das matte Silber der Buchenkränze aufglänzen. Später, doch da waren wir schon unten im Tal, geleitete ein blauer Fluß uns zu immer wechselnden Bildern der Landschaft. Bis wir dann schließlich an einer Stelle des Weges, wo der Weg



Das Torhaus, rechts und links die Türme des Schlosses

dert Meter weiter in seiner ganzen Breite und Gelassenheit vor uns lag. Da war ein hoher Zaun, durch den hindurch wir in den Ehrenhof blicken konnten. Auf einer Bank hinter dem Torhaus saß ein alter Wächter wie aus einem Bilde von Spitzweg geschnitten. Den langen Säbel hielt er wie ein Kind auf seinem Schoß. (Oder hing er ihm doch nur zur Seite, wie wohl das Stedenpferd eines Kindes achlos neben ihm liegt, wenn es seiner vergessen hat?) Ein großer Müßigkeitschirm schattete sein Gesicht, aber es war keine Unfreundlichkeit darin, als wir ihn fragten, ob wir den Platz vor dem Schloße betreten dürften. Er stand auf, zog mit der Hand einen Strich durch die Luft, die für uns, die wir die fünfzig Pfennige für den Besuch des Schlosses sparen wollten, die Grenze bedeutete, bis zu der wir eindringen durften. Später hat es uns leid getan, daß wir nicht doch in das Schloß gegangen sind. Wir hätten die prunkvolle Ausstattung der einzelnen Gemächer mit ihrem funktvollen Mobiliar, den würdigen Ahnensaal, die Sammlung alter Waffen und die prächtige Rutsche gesehen, in der die Herren zu Berleburg früher ihre Ausfahrten machten und die sie auch benutzten, als sie zur Kaiserkrönung nach Frankfurt fuhren.

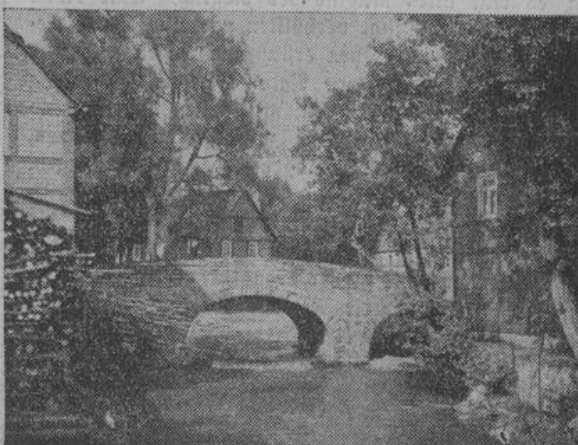
Das waren Zeiten!

Aber was uns am meisten interessiert hätte, die kostbaren Handschriften der Bibliothek, mit den reizenden Initialen, den originellen Vignetten und Zeichnungen, die sie schmückten, hätten wir ja doch nicht zu sehen bekommen. Wenigstens nicht an diesem Sonntag nachmittag. Und so war es denn wohl das Ärgste nicht, daß wir den Besuch veräumten.

Am Schloße vorüber kamen wir denn zu der alten Mauer, die den Park umgrenzt. Unter dieser Mauer standen die langen Leiterwagen, auf denen die Bauern Berleburgs an Wochentagen ihre Ernte einholten und was sonst mit so einem Wagen zu fahren ist. Jetzt standen sie da, ganz sachliche Würde, dem Park das Relief der Arbeit gebend. Damit jedoch das Spielerische nicht fehle



Torturm an der Nordseite des Schlosses



Brücke über die Odeborn

Das alte Ehepaar

Von Karl Lerbs

Ein altes Ehepaar in einer niederländischen Kleinstadt mußte es in den grauenhaften Jahren nach dem Kriege erleben, daß sein in einem langen Dasein mühevoll zusammengekauft und erspartes Vermögen unaufhaltsam zu lauter Rufen zerrann, während sein nicht unerheblicher Besitz an Häusern und Ländereien durch den zunehmenden körperlichen Verfall der beiden, durch die laufenden Steuern und den Mangel an Barm bald zu einem fragwürdigen Vorteil, ja zu einer Last wurde. Die alten Leute, die ihren einzigen Sohn im Kriege verloren hatten und seitdem vereinsamt waren, widerlegten sich zag und ängstlich jedem Versuch, sich zum Verkauf ihres Eigentums zu bewegen und schienen so von wirklicher Not bald nicht mehr weit entfernt. Da nun nahm der Pfarrer ihrer Gemeinde, ein beweglicher, verständnisvoller Mann voll herzhafter Güte, sich der Sache an, sprach mit entfernten Verwandten des Ehepaares und brachte alsbald unter seinem Vorstoß eine Art von Familienrat zusammen, in welchem es seiner aufrüttelnden Beredsamkeit gelang, eine brauchbare Lösung durchzuführen. Verwandte des alten Herrn, die auf einem nahen Landgute lebten, erklärten sich bereit, ihn zu sich zu nehmen, worauf sich die in der Stadt wohnenden Verwandten der Frau hochherzig erboten, an dieser das gleiche Liebeswerk zu üben. Die alten Leute, die sich wohl alles auf dieser Welt Sagenwerte gesagt hatten und der ewigen Wiedervereinigung mit heiterer Gelassenheit entgegenblickten, trennten sich wider Erwarten leicht; so daß alles aufs beste geregelt schien.

Als der Pfarrer bald darauf die alte Frau in ihrem neuen Heim besuchte, sah er, daß man sie mit rührender Sorgfalt umhete. Man litt es nicht, daß sie für sich und andere auch nur eine Hand rührte; man kochte ihre Lieblings Speisen und gab ihr stärkenden Wein; man sah ihr jeden Wunsch an den Augen ab; man rückte ihren Stuhl an den schönsten Platz der Sonne, stopfte ihr Kissen in den Rücken und wies jeden Dank bescheiden von sich. Der Pfarrer, voll herzlicher Freude, begab sich eilends zu den Verwandten des Mannes, um diesem die gute Kunde zu bringen, und fand auch hier seinen Plan herrlich gelungen. Man fütterte den alten Herrn mit den besten Dingen des Hauses und gab ihm stärkenden Wein; er brauchte nur zu niesen, so holte man den Doktor herbei; man besorgte ihm gute Zigarren und stopfte seine Pfeife mit friebensmäßig duftenden Kanaker; man umhüllte ihn mit einem prächtigen Schlafrock und bedeckte seine glänzenden Füße mit bestickten Pantoffeln von ausschweifender Zartheit.

Nun geschah es aber, daß der alte Herr, als er mit dem Pfarrer allein gelassen war, diesem eine Enthüllung machte, die das ganze Ding in ein seltsam verändertes Licht rückte. Die alten Leute hatten nämlich mit Wissen der beiderseitigen Verwandten ein gleichlautendes Testament gemacht, welches bestimmte, daß der überlebende Teil den im Tode Vorangegangenen ausschließlich beerben sollte, während später der gesamte Besitz den Verwandten des überlebenden Teils zufiel. Der Pfarrer, nachdenklich heimwandernd, mußte ernüchtert erkennen, daß sich das Ehepaar mit großer Umsicht auf Lebenszeit versichert hatte; während die scheinbare Uneigennützigkeit der Verwandten auf beiden Seiten nur ein stummer, erbitterter Kampf und Wettstreit darum war, wem es glücken würde, seinen Schlingling am längsten lebendig zu erhalten und zum Erbsitzer zu machen.

Dies ging so hin, bis eines Tages der alte Herr seine Kaffeetasse austrank, den letzten Bissen Butterbrotchen in der Mund schob, dann ein paar Bäume aus der Zigarre tat und diese gelassen lächelnd aus der Hand legte; worauf er mit einem Laut, der halb ein Röhren, halb ein Seufzer war, aus seinem Postersstuhl geradewegs in die Ewigkeit marschierte. Die Verwandten des Verstorbenen stießen sich zu der Haltung von Leuten, die zeitlichen

für Liebe und Güte nur Undank und Unheil geerntet haben, aber sich durch ihre eigene Vortrefflichkeit hinlänglich belohnt fühlen und der Vergeltung durch einen höheren Richter gewiß sind; die Verwandten der Frau standen da in der bescheidenen Haltung von Leuten, die eine wohlverdiente Belohnung empfangen haben, aber weit entfernt sind, sich dadurch stolz und übermütig machen zu lassen; die alte Frau aber, auf hilfreiche Arme gestützt, lächelte still, gefast und weise.

Nachdem die Eröffnung des Testaments das erwartete Ergebnis gebracht hatte, unternahm die alte Frau eines Tages allein einen Spaziergang, fränk, zurückkehrend, ein Gläschen Portwein, schüttelte sich hierauf ein wenig, wie in leichtem Frost, und war dem Erbischen entzückt. Beim Begräbnis zeigten die Verwandten des Mannes die würdige Haltung von Leuten, die wissen, was Takt und Herzensbildung gebieten; und die Verwandten der Frau traten so ernst und bescheiden auf, daß man ihnen wohl anmerkte, wie demütig und ohne alle unchristliche Hoffart sie ihr Glück zu tragen gesonnen waren.

Der Pfarrer wohnte auf ausdrücklichen Wunsch des mit der Aufbewahrung des letzten Willens betrauten No-

tars der Testamentsöffnung bei. Diese nun ergab, daß die alte Frau auf jenem letzten Wege den Lustig- rat aufgeführt und in aller Stille das ganze Testament umgestoßen hatte. Statt dessen lag ein neues vor, welches bestimmte, daß den beiderseitigen Verwandten in Anerkennung ihrer treuen Fürsorge einiger alter Hausrat zu- fiel; die Häuser und gesamten Liegenschaften aber wurden einer milden Stiftung vermacht, mit der ausdrücklichen Klausel, daß der Pfarrer sie verwalten und sobald wie möglich zu Heimen für mittellose alte Leute umgestalten sollte. Nach der Verlesung des Dokumentes verließen die Verwandten der Frau das Zimmer mit der Eile von Leuten, die sich außerstande fühlten, die Situation länger in anklagender Verfassung zu ertragen; die Verwandten des Mannes beglückwünschten den Pfarrer mit der aufrichtigen Herzlichkeit von Leuten, die der höheren Gerechtigkeit gefügigen Sinnes ihren Lauf zu lassen gesonnen sind, auch, wenn es dabei Scheinbar zu ihrem Nachteil zugeht; der Pfarrer aber, nachdenklich vor sich hinstellend, entzifferte jenes sonderbaren Räthsel, das er bei den alten Leuten zu gewissen Stunden gesehen hatte. Und er merkte gar nicht, daß er, über die Zusammenhänge nachsinnend, allmählich auf eine ganz ähnliche Art zu lächeln begann.

Der heilige Sebastian am Damenweg

Von C. P. Hiesgen

Wie eine strahlende Monstranz auf hohem Altare steht auf dem Tafelberge vor Laon die Kathedrale mit dem gotischen Sandsteinisiligran ihrer hohen Türme. Sie sind Richtungspunkt für Freund und Feind.

Die Straßengabelung Unicy le Chateau — Pinon liegt ungefähr in der Mitte zwischen Laon und dem Chemin des Dames.

Unweit der Straßengabelung lag vor einem Waldstück eine Mühle. Dahinter floß ein Bach, der mit seinem Weiher im Frieden das Mühlrad klappern ließ. Jetzt hatte sich der Bach in Granatirischer verzerrt und den schattigen Waldweg zu unweegsamem Morast aufgequollen. In diesem Kriegssommer blühten im Garten hinter der Mühle leuchtende, blaue Orchideen. Als hätte sich der Himmel auf die Erde gesenkt, so lag der Garten wie ein wunderbarer, blauer Blumensee. Mein Kamerad, der angehende Botaniker, der noch im Schlingengraben seine Pflanzenkunde weitertrieb, glaubte, daß der Müller die seltsame, exotische Blume irgendwo aus den indischen Kolonien hierher verpflanzt habe.

Alle Sommer kommen mit der blauen Wundergärten und manches andere vom Chemin des Dames zurück in meine Gedanken.

Hundert Meter von diesem Blumensee standen am Hügelhang, von Pappeln und Weiden gegen direkte Sicht gedeckt, zwei 21 cm-Mörser. Die Munitions- und Mannschaftsunterstände führten mit tiefen Stollen in den Berg hinein.

Die Mühle lag in einem kühlen Grunde, genau wie im Volksliede. Ein Voltreffer hatte das schwere Mühlrad aus den Lagern geprenzt und gefallene Pferde lagen dabei. Das Federzeug war noch vorschriftsmäßig gepußt und die Pferde waren vorschriftsmäßig geschirrt. Eine ganze Munitionskolonie, Proke hinter Proke und Bepan- nung an Bepanung hatte das Morgenrot fast gemacht. Eine Lage 15 cm Sprenggranaten nach der anderen zermalmete die Mühlsteine. Wenn sich der Rauch vom Einschlag der Granaten verzog, strahlte fernher von Laon die Kathedrale wie eine zum Himmel erhobene Monstranz in dieses Tal.

Auf allen Wegen schleppeten sich Verwundete, einer am Arm des anderen, durch das Trommelfeuer zurück. Hinter einem Zuge Leichtverwundeter leuchtete ein gefangener französischer Kolonialsoldat, ein Hüne von Senegal-

neger. Er trug auf seinem Rücken einen schwerverwundeten deutschen Offizier. Der Senegalschütze, dessen Hände mit blutgetränktem Mull bewickelt waren, hielt seine Arme um die Kniegelenke des Offiziers geschlungen. Die Arme des Offiziers hingen leblos auf der Brust des Schwarzen und von der Schulter des Schwerverwundeten rann das Blut auf die Hände des Schwarzen. Das Blut der Beiden lief wie eine Perlen- schnur den Weg zum Chemin des Dames. Mir war, als ich die wandelnden Gestalten sah, kein bräute seinen Bruder Abel der Welt zurück.

Vor uns wogte die Ortschaft Unicy le Chateau in einem Feuermeer. Brandgelder jagten die Flammen aus Fenstern und Türen. Sie legten Kirche und Schloß in Schutt und Asche.

Senkeits von Unicy, über der gesprengten Brücke und am Eisenbahndamm, regnete es Eisen, daß es scherbelte und piffte. Undurchdringliches Vernichtungsfeuer lag auf Pinon, und es war keine andere Dedung als die niedrige Böschung am Straßengabelung vor dem Dorf.

Wir rannten um das Leben darauf los und hatten keinen Mann Verlust.

Am Straßengabelung stand lebensgroß der heilige Sebastian auf hohen, feineren Stufen. Dahinter wühlten wir genügend Dedung.

Über die Dedung war von rückwärts eilenden Ver-

wundeten überfüllt. Wir warfen uns an den Straßengabelung dicht bei dem Heiligenbild und schnappten nach Luft. Es roch süß und schmeckte wie Galle auf der Zunge. Jeder griff hastig nach seiner Gasmaske. Wie Sektflaschen knallten die Gasgranaten vor und hinter uns. Die Verwundeten, die halbverblutet alles fortgeworfen hatten, schrien: „Gas!“ — Sie wollten durch die Stahlfantänen und Gas- schwaden weiterziehen. Wir hielten sie zurück, verteilten unsere Reserve- und Ersatzpatronen Sauerstoff, trankten Verbandsäckchen und Taschentücher mit dem Inhalt unserer Feldflaschen und reichten sie den Verwundeten, die sich die nassen Lappen schlingend vor Mund und Nase hielten.

Mitten auf dem Straßengabelung war ein freier Granatirichter. Ein angesengtes Sturmgewölz lag dabei. Davon ging eine Blutspur die Stufen hinauf, wo ein Verwundeter vor dem Heiligen auf den Knien lag.

Ein bärtiger Landsturmmann krümmte sich auf der obersten Stufe und umklammerte mit blutenden Händen die Füße des gesessenen Märtyrers. Der übergeschlagene Waffengürtel war dem Soldaten vom halbtotblöhen Leibe herabgefallen und seine Glieder, Arme, Schultern, Brust und Rücken, und durch die zerlöchernten Sohlen und Stiefel die Lenden und die Schenkel waren von Schrapnell- tugen durchbohrt. Unter seinen Füßen floß das warme Leben in einem roten Rinnal die Stufen hinunter. Das Gas erstickte ihn und er schrie, daß wir uns ein Herz fähten, um ihn in Dedung zu bringen und vor dem Erstickten zu retten. Im Todesstampf umklammerte er die Füße des Heiligen so fest, daß wir seine Hände nicht davon lösen konnten.

Vor einer Lage schwerer Schiffsgranaten sprangen wir zurück in Dedung. Mit ungeheuren Flammenbin- deln freierten die Granaten hinter uns in Unicy, und schleuderten wie Vulkan die Straßen mit ihren Häusern zum Himmel. Aber tausend Meter warf uns ihr Luft- druck noch von der Erde hoch.

Der Abend kam. Vom Straßengabelung wuchs der Schatten des Heiligen weit ins Feld. Wir beteteten den Landsturmmann, dessen kalte Hände immer noch die Füße des Heiligen umklammert hielten, in eine Zeltbahn und legten ihn zu den anderen Toten am Straßengabelung.

Mein junger Kamerad, der wortfarge Botaniker, sah immer wieder zu dem Heiligen empor. Er war Pro- testant, doch seine Augen waren wie gläubige Kinder- augen. Er deutete auf die Gestalt des Heiligen, der an- gebunden dastand und dessen Körper von Pfeilen vom Scheitel bis zur Fußsohle durchbohrt war. Zögernd fragte er: „Wer ist der Heilige?“

„Ein römischer Hauptmann, er befehligte die Prä- torianergarde unter Kaiser Diocletian; der heilige Se- bastian.“

„Ein Hauptmann bei der Garde?“

Er schüttelte den Kopf und seine Augen verloren jeden Haß.

„Diocletian ließ ihn von Bogenschützen mit tausend Pfeilen durchbohren, weil er seinen Glauben nicht verleugnen wollte.“

„Diocletian?“ wiederholte er und war noch mehr verwirrt. Seine Augen sahen herab auf die Toten am Straßengabelung und er schwieg.

In vorderster Stellung warteten die Kameraden auf

Ablösung. Wir marschierten durch geschossene Gärten und Gehöfte hinauf zum Chemin des Dames.

Che die Sonne verlosch, hob sie im Zwielfelt der Ge-

stirne die Kathedrale von Laon mit leuchtendem Schein

als strahlende Monstranz über den amethystfarbenen

Horizont. Dann kam die Nacht und füllte ihren blauen

Kelch mit Sternen, die wie Perlen eines dunklen, bit-

teren Weins vor unseren Augen funkelten.



Im Feld des Morgens früh

REGINE

Eine Geschichte aus Weimar / Von Helene Böhlau

Wir hatten große Wäsche im Haus, und unsere Mutter hat die Großmutter, daß diese ihr Regine auf ein paar Stunden leihen möge, um zu helfen. Regine aber wider- stand mit ruhiger Würde unserer Aufforderung.

„Nein“, sagte sie zur Großmutter, „das tut mir leid, das kann ich heute nicht, ein anderes mal wieder recht gerne. Heute wird ein Stück von meinem Vater selig aufgeführt, und Sie erlauben wohl, Frau Geheimrat, daß ich auch ins Theater gehe.“

„Ja, um Himmels willen“, sagte meine Großmutter — „was ist denn das?“ — griff nach dem Theaterzettel mit dem Abonnementsbillet, der wie immer auf seinem Platte lag; da sah die Großmutter, daß heute ein seit Jahr- zehnten vergessenes, wieder neu ausgegrabenes Stück von Raupach gegeben wurde.

Und Sie sind Raupachs Tochter?“ rief die Großmutter — „du allmächtige Güte! Wie ist denn das alles mit- einander möglich?“

Ja, es war alles miteinander möglich. Eine Kette der interessantesten Dinge verhielten wie eine Wolke Regine, die Köchin vor meinen erstaunten Augen. Sie war nicht nur Raupachs Tochter. Nein — sie war jahrelang in Goethes Haus aufgewachsen, mit seinen Enkelkindern erzogen worden, dann war sie zum Ballett gekommen, und es war ihr leicht ergangen — schlecht ergangen. Ein Tränenstrom verschlang die letzten Worte und Schid- fale. Ich sehe sie noch stehen, Raupachs Tochter; die rote Zöpfleinischlange, zusammengerollt auf dem fahlen Schödel, die konnte sich im Augenblick glühend rot im hellen Sonnenlicht. Unter Regines Rattunjade wogten sehr unregelmäßige, gestaltlose Formen. Meine jungen Augen aber sahen das alles nicht mehr. Ein Glorien- schlein umwob die armeneliche Person. Ich hätte ihr wie einer Heiligen die Hände küssen mögen.

„Ach sehen Sie sich, Regine, sehen Sie sich“, sagte ich zaghaft. Mir war es unmöglich, ihre geheiligte Person

hier stehen zu sehen. Unsere Großmutter sah und machte große, große Augen, und die Brille war über den Augen, auf der Stirn zu sehen. Ich drückte Regine auf einen Stuhl nieder.

„O, Regine, Regine!“ sagte ich. Ich hatte den Faust in diesen Tagen zum allerersten Male gelesen, hatte brun- ten im Stern, in Goethes Garten, unter hohen Bäumen, in Anbetung ganz versunken, auf dem Boden gekniet. Meine junge Seele war dahingeholten im ersten gro- ßen Eindruck.

Unsere Großmutter hatte ja auch Goethen gekannt, aber dies — das fühlte ich — war etwas anderes. Ich empfand das Intime des Zusammenlebens im selben Keit; ohne daß Regine nur den Mund aufst, wußt ich alles, alles, was geschehen war, oder hätte geschehen können. — Mit ihm hatte sie dieselbe Luft geatmet, er hatte sie gestreichelt — ihr etwas zu tun anbegehlen. Sie hatte ihn gesehen, wenn er zum Frühstück kam, gesehen beim Essen und Trinken und reden gehört! Reden ge- hört und auch lachen — vielleicht auch schelten.

Das Staunen verließ mich nicht, ich schaute und schaute auf Regines heilige Person, und Schauer überliefen mich. Auch die Großmutter sah ich mein Lebtage nicht so er- staunt gesehen.

„Na, so reden Sie doch, wie ist denn das alles möglich?“ Regine, die Köchin, dieser armeneliche Keit, war also von all der Herrlichkeit in Weimar noch übriggeblieben.

„Ach Frau Geheimrätin, möglich ist gar vieles.“

„Ja, hat denn der Raupach nicht für Sie gesorgt?“

„Du lieber Gott, du lieber Gott“, sagte Regine, „was lo'n Dichter is. — Ne, Frau Geheimrätin, die machen sich nicht viel, Schrupel!“; aber meine Mutter stand der- selben Frau Geheimrat Goethe recht nah, so hat sich das gemacht.

„Regine, und da haben Sie wahrhaftig in Goethes Nähe gelebt?“

„No, ja, nadierlich“, sagte Regine.

„Das Kompott, was mer letzten Sonntag hatten, die Hagebutten mit Rosinen, waren Ezellenz Goethe sein Lieblingskompott. Das Kochen hab ich im Goethischen Hause von jung auf noch so mitgelernt. Auch der Ham- melbraten mußte ich mit reichlich Thymian angelehrt werden, wie's lehtmal, was den Herrschaften so schmeckte. Ja, auf eine gute Küche gab der Herr Geheimrat schon etwas.“

„Haben Sie denn garnichts von Goethe?“ fragte ich.

„O ja“, sagte Regine, ihre Wortfargeit war uner- schütterlich.

„Was Sie haben, zeigen Sie mir“, bat ich.

Sie nickte.

Und so kam ich hinauf in ihre Bodenküche, die sie vor aller Augen sonst streng abschloß. Ich glaube, jetzt zwar nicht der Feiertag wegen, sondern um einen Fußstich- ort zu haben, in dem sie ungehört ins Vergessen sinken oder sich davon wieder erholen konnte.

Mit Schauer betrat ich Regines Kammer. Sie führte mich noch an diesem selben Tage, ehe sie ins Theater zur Aufführung des Stückes ihres Vaters ging, hinein, wies stumm auf ein eingerahmtes Stüdchen vergilbtes Papier, auf das eine graue Haarlocke geheftet war.

„Die hab ich mir selbst aufgelegt, als der Geheimrat einmal geschoren wurde.“

„Ach“, fragte ich, „wie war das?“

„No, da kam der Priester Eberwein, der ihm immer die Haare brannte, dann hat der Herr Geheimrat ge- schellt, damit eines rau' sollte, und da kam ich, weil sie unten gerade alle was zu tun hatten. „Dah die Haare nicht herumfahren“, sagte er und da sammelte ich sie auf — es waren nicht viele.“

Unter die Locke hatte Regine selbst frei nach Goethe geschrieben, vor langer Zeit, die Tinte war ganz gelb geworden:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,

Wer nie in kummervollen Nächten

In seinem Bette weinend saß,

Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

Arme Regine.

Darauf öffnete sie ihre Lade, die sie wohl ihr Lebtage in allerlei Elend begleitet hatte, und nahm ein Bündel

heraus. Ohne etwas zu sagen, entfaltete sie ein vergilb- tes Männerhemd mit wunderlichem Gefälle an der Brust.

Ein Hemd von Goethe!

Das garte Rinnen hatte seinen Körper berührt. Es war ihm so nahe gewesen, ein Stück seiner selbst. Ge- spensthaftes Bangen berührte mich, wie Regine, die Tochter Raupachs, in ihrem Feiertagskleide, in der ärm- lichen Diensthofenkammer, das goethische Hemd ausbrei- tete, ohne ein Wort zu sagen.

Sie ließ mich ungehört in meiner Versunkenheit. Das schauerliche Vergehen allen Lebens, auch des göttlichen erschütterte mich.

Endlich sagte sie: „Es war eins von den ganz alten, sie taugten so nicht mehr.“

Dann breitete sie ein purpurnes Kleid mit dunkel- blauen Borten aus. „Das hat meiner Mutter schon in ihrer Jugend gehört“, sagte Regine. „Das stammt noch von Frau von Goethe.“

„O, lassen Sie sehen, Regine“, bat ich. Ich berührte es. Es war aus weicher, indischer Seide. Sein tiefes Rot sah aus wie heiße, glückliche Liebe. Auf diesem zarten Stoff haben seine Augen in Liebe geruht. — Wie klein und zierlich muß Christiane gewesen sein, eine, zierliche, volle Gestalt — und so geliebt! — geliebt von dem Herr- lichsten. O, wie muß dein Herz unter dem roten zarten Kleid geschlagen haben, du glückliche Christiane! Dein Grab finden sie nicht mehr, vergangen bist du lange schon, lange schon, verwest, in Staub zerfallen, und dein Kleid leuchtet noch in roter Glut, wie in den Tagen, als er dich darin geküßt. Seine Hände haben auch diese fühlte, seine, ansehende Seide gespürt.

Ich war ganz überwältigt und sagte: „Ach Regine, daß alles und alles vergeht!“

Regine sagte: „Ich meine, das wäre so übel nicht, mich verlangt nach gar nicht mehr.“

Von diesem Tag an hoffte ich, wo ich Regines habhaft werden konnte, bei ihr, sah ihr zu beim Plätten, beim Kochen, beim Zimmerreinigen, und ihre Stummheit löste sich mehr und mehr. Uralter Diensthofentatich aus jenem gesegneten Hause kam wieder ans Sonnenlicht; aber auch der intimen, köstlichen Dinge die Fülle, die einer Zeit entstammten und sie lebhafter als manche gründliche Ab- handlung vor Augen treten ließen.

Schuhmann 17 und die Gerechtigkeit

Von Ede Baefelmanns

Wenn ich die Gerechtigkeit vorstelle, steht nicht die Göttin Themis mit verbundenen Augen, Schwert und geneigter Waage vor meinem Geiste.

Unwillkürlich denke ich — da Jugenderinnerungen sich nicht verwischen — an den Schuhmann 17. In meinen Kinderjahren war er für mich der weiße Richter und blieb auch später das Sinnbild der Gerechtigkeit.

Damals trugen die Schulkinder keinen Helm. Das Köppi des Schuhmanns 17 sah schief und eingefallen auf dem schiefen, ergrauten Haar. Seine borsigen Augenbrauen, sein voller, herabhängender Schnurrbart und sein gefurchtes Gesicht gaben ihm ein barsches Aussehen. Klein von Gestalt, mager und behende machte er keinen großen Eindruck in seiner Raubigen, zu weiten Uniform. Der Säbel schien fast zu groß für ihn zu sein, und seine Hofe war immer zu kurz! Aber die blauen, gültigen Augen schauten immer fröhlich und freundlich drein, auch wenn er böse war. Er hieß Niemandseid. Ich habe mir den Namen ausgedacht, aber es hat ihn mir jemand gesagt, genau weiß ich es nicht mehr.

Ich war ein kleiner Pechvogel, der alle Kinderkrankheiten getreulich durchmachte. Als ich 7 Jahre alt war und wegen Scharlach das Zimmer hüten mußte, fiel er mir auf. Ich sah Tag für Tag am Fenster und sah zu, wie Reiskügelchen gelöst wurden. Je mehr Säcke in den Schuppen aufgestapelt wurden, um so höher kletterten die Schiffsrümpfe im alten Dock. Lastwagen mit Frachtpferden holten die Frachten ab. Die Feuerleute stromerten durch die Straßen und lehnten gegen die Fenster. Die Maschinen der Reiskübel in unserer Nachbarschaft surrten, und ich genoß die schöne Betriebsamkeit.

Einen Fuhrmann, einen blonden, kraftstrotzenden Burschen schloß ich in mein Herz. Er hatte keine Peitsche, um sein Schimmelgepäck zu lenken. Dazu genüßten ihm sanfte Worte und streichelnde Hände. Ich wünschte damals nichts lieber als auch Fuhrmann zu werden und so meine Pferde zu beherrschen. Ein anderer mürrischer und fuchziger Kerl fluchte hingegen und hieb unbarmherzig drein.

Eines Tages hieb er klatschend auf die Schimmel, die ihm den Weg zu verperren schienen. Im Handumdrehen war er die Peitsche quitt und mein blonder Held ver-

freiem Himmel zu kampieren. Ich habe oft gesehen, wie er sich mit diesen unverbesserlichen Rentnern unterhielt, die hinter unserm Haus in der Klavergasse auf Laufplanen und in Krantasten haften. Er kannte ihren Namen und Vornamen, wußte, was sie sich hatten zuschulden kommen lassen und zu wieviel sie verurteilt worden waren. Aber er war milde und nachsichtig gegen die Sonnenbrüder, sprach freundlich mit ihnen und übersah ihre kleinen Abweichungen, solange sie ungefährlich blieben. Trieben sie es zu bunt, dann packte er zu und machte sie unschädlich, so ungern er auch ein Protokoll aufsetzte.

Der merkwürdigste Fall, in dem er seine Richtergabe bewies, war wohl der, als einmal ein Huhn totgebissen worden war. In meiner Jugend durften die Hühner am Hofen noch frei umherlaufen. Der Hahn stolzierte voraus und da konnte es wohl einmal geschehen, daß zwei Hähne sich begegneten und in einem Kreis von lachenden, ängstlichen Hühnern zu kämpfen angingen. Fressen gabs für alle genug, aber die Männchen tritten aus lauter Eifersucht und aus Hahnennehere.

Eines Samstags mittags sah ich nach der Schule auf einer Deichsel und schaukelte. Ich beobachtete gerade die Hühner des Stauers aus der Klavergasse. Sie liefen sonst nie so weit weg.

Plötzlich erschraf ich. Ein Hund wälzte sich in einem Kreis von fliegenden Federn und jammernden Gefasel.

Ein Huhn lag tot auf dem Pflaster und der Mörder bedeckte es. Die Hühnerflur trippelte weg, der Hahn mit flatternden Flügeln voran. Der Hund hörte nicht auf das dringende Flöten seines Herrn. Der sah bestürzt und sauer drein.

Es ging alles so schnell, daß ich kaum folgen konnte. Der Herr des Hundes war kaum am Tor der Reiskübel, als er auch schon von dem wütenden Stauer eingeholt wurde.

Die Männer saßen grimmig drein, jedes Wort brauchte mehr Anheil zusammen. Der Haber wuchs ohne sich zu entladen, während die weiße Dogge in aller Ruhe neben ihrem graugeprenten Opfer saß. Schließlich gähnte das gefährliche Tier, packte das Huhn mit den Zähnen und



Landschaft im Sauerland

prügelte den unbarmherzigen Burschen. Die Arbeiter sahen den Ringenden lachend zu, aber niemand kam auf den Gedanken, zwischen die beiden zu treten. Plötzlich erschien Niemandseid. Er nahm ruhig die Peitsche auf, sagte etwas und setzte den Roten zurecht, der seine blutige Nase zu stillen versuchte.

Schuhmann 17 holte kein Notizbuch aus der Tasche, er wies nur beide an ihren Wagen, brach die Peitsche in Stücke und warf sie auf einen Dunghaufen von dem die erschreckten Fliegen auffuhren. Er wartete, bis die Wagen weiter fuhren, zuckte dann mit den Schultern und ging weiter.

Von da an bewunderte und fürchtete ich ihn, denn ich hatte seine gültigen Augen noch nicht gesehen.

Ich sah ihn niemals die Holzjammer wegjagen, nie die spärlichen Aufseher zur Rede stellen, die die Kohlenreste vom Kai oder den Wagen zusammengekehrt hatten. Er sah sie nicht, sah ihnen nicht auf den Fersen und ließ sie nicht ihre Säcke wieder ausschütten.

Auch die armen Sonnenbrüder und kleinen Hafendiebe kannten Schuhmann 17. In der Zukerzeit oder wenn die Korntinchen oder Apfelsinen gelöst wurden, kamen die Sonnenbrüder von nah und fern, um sich zu verproviantieren. Die Leute aus dem Schifferviertel verstanden sich darauf, mit einem Messerflügel die Säcke bluten zu lassen, eine verwundbare Stelle zu finden, in die man hinein greifen konnte, oder eine Ritze anzubohren.

Niemandseid wußte immer den Schuldigen aus einer Rote herauszufischen. Er hielt ihn lange bei den Ohren fest und ließ ihn das Schauspiel genießen, daß die andern von seinem Schelmenstreich den Nutzen hatten. Was am Boden lag, gehörte niemand, der Meinung war auch Schuhmann 17. Wenn dem Erwischten Wasser in den Mund und Tränen in die Augen kamen, kriegte er einen Tritt und durfte sich aus dem Staub machen.

Ein weites Grundstück an der großen Dockstraße, wo Anker und Ketten rosteten, war unser Jagdgebiet. Ein stiller Fleckchen an einer Stednadel, die Nadel an einer Schnur, so hingen wir Ratten. Schuhmann 17 konnte uns stundenlang gespannt zusehen und lachte bei dem Siegesgeheul der Jungen, sobald eine angebissen hatte. Aber wenn sie mit ihrem gruseligen Gang zu den Mädchen zu Leibe rückten, die scheu und ängstlich das Spiel beobachtet hatten, trat er mit seinem moralischen Uebergewicht auf. Die kleinen grauen Tiere wurden mit Beschlag belegt, unter seiner Aufsicht am Schwanz gefaßt und ins Wasser geworfen. Dann jagte er die Jungenbände auseinander. Er kannte auch alle Stromer, die im Winter auf dem Raftell saßen und im Frühling von Hoogstraaten zurückkamen, um sich an den Docks umherzutreiben. Kleinigkeiten zu suchen, in der Sonne zu liegen und nachts unter

schleifte es vor die Füße seines Herrn, der es aufhob und glattstrich.

„Das werden Sie mir bezahlen,“ drohte der Stauer. „Ein Huhn, das jeden Tag legt: drei Franken!“

„Drei Franken für so ein Suppenhuhn,“ sagte der Herr des Hundes geringschätzig. „Ich gebe einen Franken fünfundsiebzig und keinen Deut mehr.“

„Das kostet Sie drei Franken. Halten Sie ihren Hund gefälligst fest!“

„Einen Franken fünfundsiebzig! Mehr ist das Huhn nicht wert. Es ist ja nur Haut und Knochen, mehr Federn als Fleisch.“

„Es ist meine beste Legehenne!“

„Dann ist Ihr ganzer Hühnerhof nicht viel wert. Das ist die reinste Gaunerei!“

„Trotzdem werden Sie zahlen.“

„Lieber gehe ich vors Gericht.“

„Bezahlen müssen Sie. Ich habe gleich gemerkt, daß Sie sich am liebsten dazumach gemacht hätten.“

„Ich bezahle einen Franken fünfundsiebzig, und will Ihr Huhn nicht. Meinem Weges stoßen Sie es sich aus und zerbrechen Sie sich die Zähne an dem alten Gerippe.“

„Ich will das Huhn auch nicht. Es schmeckt mir nicht mehr, nachdem Ihr schmieglicher Hund es totgebissen hat. Drei Franken und das Huhn gehört Ihnen!“

In diesem Augenblick kam der Schuhmann 17 anspaziert. Er hörte die Beiden voll Würde an, nickte, wenn der Herr des Hundes etwas sagte, nickte aber auch, wenn der Stauer ihm widersprach. Eine halbe Stunde lang versuchte er, die beiden Parteien unter einen Hut zu bringen. Vergebens! Er kratzte sich hinter dem Ohr und dachte lange nach.

„Sie verlangen also drei Franken,“ fragte er den Stauer. „Und das Huhn wollen Sie nicht wiederhaben?“

„So ist es.“

„Und Sie wollen einen Franken fünfundsiebzig geben und verlangen das Huhn auch nicht.“

„Natürlich.“

„Dann geben Sie mir das Geld und das Huhn,“ fuhr er fort.

Er nahm es unter den Arm, betastete es kurz und untersuchte flüchtig den roten Kamm. Dann nahm er das Geld in Empfang.

„Ja,“ meinte der Stauer zögernd, „aber...“

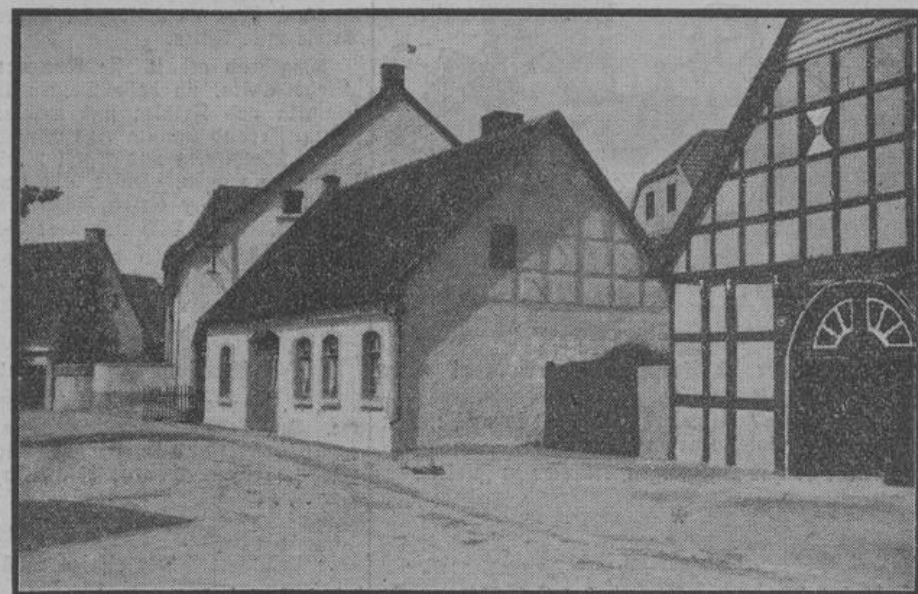
„Rein aber! Warten Sie einen Augenblick.“

Er holte seine Börse aus der Tasche, suchte einen Franken fünfundsiebzig zusammen und gab dem Stauer die drei Franken.

„Nun ist die Sache in Ordnung, sagte er pfißig und zufrieden. „Jetzt hat jeder, was er will. Die Herren können gehen.“

Aus der Brusttasche holte er ein Stück Papier, wickelte das tote Huhn hinein, nahm das Paket unter den Arm,

Quellnymph, die still da steht und ruhig lächelnd ihr Spiegelbild betrachtet, während sie ihr langes Haar strählt, es war ein junges, übermütiges Ding mit einem Buschelpopf, grünlich schimmernden Augen und einem federn Stumpfnäschchen, das Purzelbäume schlug und dem



Münsterländische Dorfstraße

nickte den unbeugsamen Gegnern, die diesen Vergleich nicht erwartet hatten, vernügte zu und ging weiter.

Die weiße Dogge aber bekam von ihrem Herrn einen Tritt und lief jankend fort.

So wurde der würdige Schuhmann Niemandseid mit der Nummer 17 für mich das Sinnbild der Gerechtigkeit. (Uebersetzung aus dem Flämischen von Karl Jacobs.)

Gedenkblatt für einen Bergbach

Von Rudolf Nutt

In einem schräg abfallenden Obstgarten unter Kirchs, Apfel- und Birnbäumen erblickte er das Licht der Welt. Viele im Gestein verborgene Rinnale speisten seine junge Kraft, und gluckend, gurgelnd, blubbernd sprang er als kristallklarer Quell ins Leben. Ueber ihm stieg der Steilhang an, und oben auf diesem natürlichen Festungswall scharten sich die wenigen Häuser des Dorfes um die altersgraue Kirche. Die Welt war schön von hier oben. Terrassenartig fiel das Gelände ab. Gärten und Wiesen mit Nußbäumen senkten sich zu dem Weiher hinab, der mit seinem hellen Schilfgrün in den dunkleren fatten Farben der hinter ihm aufragenden Buchenhänge eingebettet lag. Weit unten aber schimmerte, von Tannenwäldern eingefast, der See. Er spiegelte in seinem klaren Wasser die sanft ansteigenden Ufer wider, und weiße Segel huschten faltergleich über die in die Tiefe wachsende, leise zitternde Spiegelbild hin.

Wenn man zum Dorf hinaufstieg, umring einen das liebliche Murmeln des Baches. Die Luft war erfüllt davon. Zur Blütezeit vermischte es sich mit dem Summen der Bienen, hing wie eine beglückende Melodie in der lauen Luft oder erfüllte die Mondnacht mit einem gleichmäßigen Rauschen, das auf eine sanfte, zauberhafte Art Vergangenheit und Zukunft einschälerte und den Wanderer zwang, stehen zu bleiben und in tiefen Atemzügen diesen Augenblick zu genießen, diesen ewigen, zeitlosen Augenblick der ewigen und zeitlosen Natur.

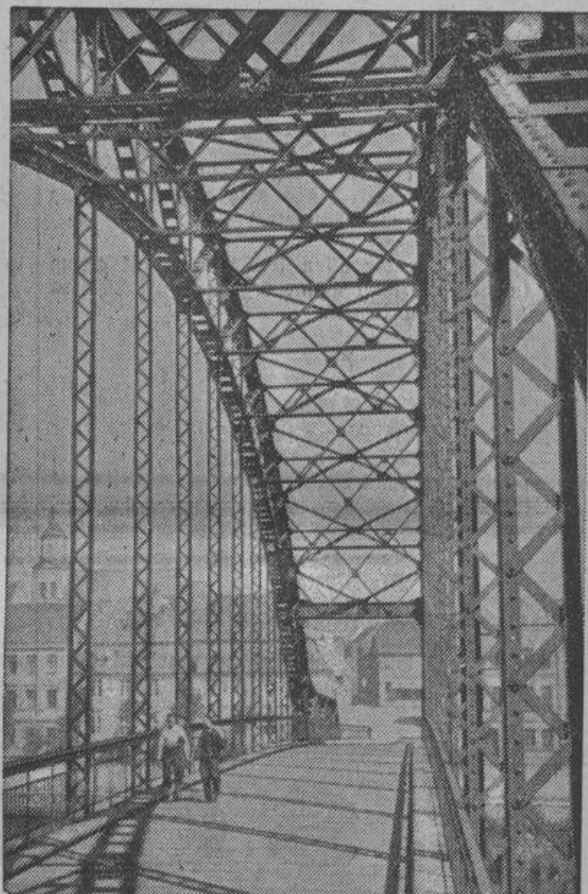
Dicht neben der schmalen Fahrstraße sprang der Bach den Abhang hinunter. In weitem Bogen umhüpfte er die Gärten, bog dann im rechten Winkel von der Straße ab, schlängelte sich durch einen Hedenweg und verlor sich in saftige Wiesen, bis er unten im Weiher zur Ruhe kam. Hohe Heden aus Nußbäumen, Holunder und Liguster machten ihn grünlich schillern. Er hatte sich ein Bett bis zu den harten Kieselsteinen gegraben und wusch sie glänzend blank, sodaß kein Moosfaserchen an ihnen einen Haft fand. Aber an den Seiten war fette Erde. Da wucherten Vergißmeinnicht mit himmelblauen Sternen und gelbes Gelf der Butterblumen.

Nicht der stärkste Anhauch des Frostes vermochte sein rasches Strömen zur Erstarrung zu bringen. Wenn ringsum sich die Schneewehen türmten, stürischer Wind über die Felder fegte, und ringsum alles, was Gewässer war, unter bideem Eis begraben lag, zeugte dieser Bach zuverlässig für den Sieg des Lebens. Frisches Gras sproßt üppig neben Eiszapfen, Kresse leuchtete wie in einem hellen Glasgehäuse frühlinggrün in der blauen Winter-sonne. Die Bäume ringsum waren voll von turnenden Meisen und Kleibern, denn hier gab es noch zu trinken und nicht nur fasten Schnee zu fressen. Sperlinge und Goldammern saßen in Rubeln in den Heden, und der Jaunkönig schmektete seine volle Strophe in den trüben Schneetage hinaus.

Ach, wie wohl tat es doch, stehen zu bleiben und seinem Gemurmel zu lauschen! Es umging allmählich die

im Schilf lauenden Faun rasch eine Nase drehte, wenn er sich zum Sprunge duckte. Und auf und davon, und nur ein lofes Röhren hing noch in Büschen und Stauden. Ach, die Rize hat sich in ein unheilvolles Gespenst, und das Röhren in Wehklagen verwandelt. Der Bach rauscht nicht mehr, die Rize ist tot.

Es war ein sehr einfacher Vorgang. Aus der am See liegenden Gemeinde kam eine Kommission herauf und besah sich die Quelle. Die Gemeinde wollte eine Wasserleitung haben, und niemand hätte gegen diese löbliche Absicht einen stichhaltigen Einwand vorzubringen gewagt, der Bauer, dem die Quelle gehörte, schon gar nicht, denn es wurde ein Kaufvertrag geschlossen, der Schied lautete auf eine nette runde Summe. Er konnte eine neue Scheune davon bauen und einige Verbesserungen an seinen Gebäuden anbringen. Dann kamen eines Tages Männer mit Spitzhaken und Schaufeln und war-



Schönheit der Technik

Malerisches Bild von der Oderbrücke bei Gartz, deren eiserne Träger wie ein Spinnweb wirken

fen aus tiefen Gräben Berge von Kies. Es wurden lange schwarze Röhren in die Gräben gelegt, und diese feil säuberlich wieder zugeshüttet. Im Garten aber türmte sich ein vierediger, nach oben sich verzweigender Hügel mit einem blechernen, schwarz angefrachten Schornstein darauf. In diesem befand sich das Verließ für das Quellwasser. Es mußte darin schwarz und kalt sein. Er sah auch genau aus wie ein großer Grabhügel.

Aus dem lustig springenden Bergbach wurde ein flägliches, schlammiges, von Brennesselstauden überwuchertes Rinnal. Wenn man den Berg hinaufsteigt, lauscht das Ohr vergebens auf das fröhliche Rauschen und Murmeln. Jahrhunderte, Jahrtausende war der Bach diesen Berg hinuntergeprungen, er gehörte mit dazu, ohne ihn ist alles verändert. Es hängt ein Wehklagen in der

Am Ostseestrand

Sinne und umschmeichelte sie. Es war wie eine süße Bestäubung, wie ein Zurückgleiten in ferne Zeiten. Wenn man auf diese Weise taub gegen das Schreien und Laute war, und das Auge mehr nach innen als nach außen schaute, gelang es einem wohl, einen flüchtigen Blick von der Rize dieses Baches zu erhaschen. Es war keine üppige

Luft, es scheint aus den engen Röhren zu kommen, aus dem Grabhügel, in dem mit totenblasse Gesicht die erschlagene Rize liegt.

Auf Rimmerwiedersehen, du mein klarer, fröhlicher Bergbach. Ach, wie wohl tat es doch, stehen zu bleiben und deinem Gemurmel zu lauschen!

